

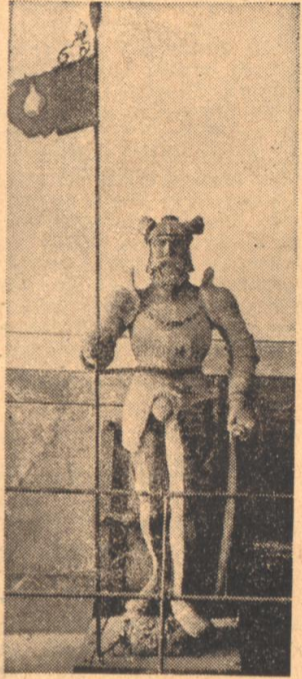
# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938**

39 (25.9.1938)





Die Brunnenstatue

# KARL mit der Tasche

Wanderungen von Durlachs bedeutendstem Denkmal

Im Jahre 1567 krönte die Stadt Durlach ihren Marktbrunnen mit einer Statue aus gelbem Sandstein, die den Markgrafen Karl II. im Volksmund „Karl mit der Tasche“, darstellte. Dr. E. Wagner führt gewichtige Gründe dafür an, daß mit der Darstellung des Fürsten als Statue lediglich eine persönlich gefärbte Verfinstlichung der von ihm bestrittenen Marktordnung und Herrschaft der Stadt Durlach ins Auge gefaßt war, so wie es ja an sich für die Bürger der Stadt ein natürlicher Gedanke war, den Landesfürsten, dem sie sowohl zu verdanken hatten, witten unter sich im Getriebe des Marktplatzes, des Mittelpunktes der Stadt, auf hoher Brunnenstufe thronen zu sehen.

Es verlohnt sich, einen Augenblick bei den Verdiensten Karls II. um Durlach und bei seiner Persönlichkeit zu verweilen. Die einschneidendste Entscheidung des 1558 mit 24 Jahren zur Regierung gelangten war die 1566 erfolgte gesetzliche Einführung der Reformation in seinen Landen, nachdem sein unentschlossener Vater, der Markgraf Ernst, der neuen Lehre schon länger persönlich angehört und auch seine Untertanen in ihrer Ausübung nicht behindert hatte. Der Einfluß des neuernannten, tatkräftigen Kanzlers Dr. M. Achtmüt beschränkte den trotz seiner Jugend schon weit herumgekommenen Fürsten in seinen fortschrittlichen Ansichten. Eine aus weltlichen und geistlichen Herren zusammengesetzte Kommission führte auf seine Anordnung noch im Herbst des gleichen Jahres eine Kirchenvisitation durch, bei der auch gleich die Schulverhältnisse zu prüfen waren; in allen wichtigeren Dörfern sollten neue Schulen (Volksschulen) gegründet oder die bestehenden verbessert werden.

Besondere Bedeutung für Durlach bekam die Verlegung der Residenz des Markgrafen von Pforzheim nach Durlach 1568. Er ließ hier einen neuen Wohnsitz für sich errichten, die „Karlsburg“, für die teilweise die Grundmauern eines schon lange vorhandenen Jagdschlösschens mitbenutzt wurden. Nach H. Nott ist es ins Reich der Fabel zu verweisen, daß Karl II. die Pläne der Karlsburg selbst entworfen habe. Auch daß er die Auszahlung der Baugelber selbst vorgenommen habe, ist danach unrichtig; schon in den Kaufurkunden der Schlossgrundstücke sind zwei Bauauftritte des Markgrafen mit Namen erwähnt. 1565, zwei Jahre nach Baubeginn, konnte schon mit der Umsiedlung des Hofstaates in die Karlsburg begonnen werden. Die Durlacher erkannten die Verlegung der Residenz in ihr Landstädtchen als Einleitung eines zukunftsreichen Zeitabschnittes und taten beim Bau Frontdienste. Der Fürst bedachte sie mit manderlei Wohlthaten. 1567 wurden sie vom Druck der Leibeigenschaft befreit; die Stadt wurde verschönert und mit vier verzierten, zum Teil neu errichteten Toren versehen. Den Durlacher Armen wurde zur Erinnerung an den Baubeginn jedes Jahr am 21. Mai eine reiche Gabe Korn ausgeteilt. Die hohe Warte auf dem Turmberg erhielt eine Wendeltreppe als bequemeren Zugang, und für die Augustenburg in Gröningen wurde der Grundstock gelegt.

Am Hofe Karls II. entfaltete sich ein reiches künstlerisches Leben. Der vielgelehrte und weitgereiste Walter Bantaleon berichtet 1570 in seinem „Heldensbuch teutscher Nation“ von dem Markgrafen, er habe „große Liebe zu guten Künsten und Historien und begehrt diese ernstlich zu fördern“. Der nach Durlach gezogene Bildhauer Leonh. Baumbauer aus Tübingen war es wahrscheinlich, der 1567 für die Durlacher die Renaissancestatue auf dem Marktbrunnen herstellte. Karl starb 1577, erst 48 Jahre alt. Sein prächtiges Grabdenkmal in der Pforzheimer Schlosskirche, das ihn mit seinen zwei Gemahlinnen zeigt, wurde von dem Hunsrücker Meister Joh. von Trarbach gefertigt.

Die Durlacher Statue stellt den Markgrafen in der Ritterrüstung seiner Zeit dar, die Linke auf das Wappenschild gestützt; die Rechte hält eine Lanze. Der Schädel ist charakteristisch ausgeprägt. Obwohl er unter den Einwirkungen der Verwitterung besonders zu leiden hatte, ist die Ähnlichkeit der Gesichtszüge und der ganzen Haltung mit jenen auf einer goldenen Schaumünze, die den Fürsten wohl 1555 zeigt, unverkennbar. Die mit zartem Blattwerk gezierte Säule aus rotem Sandstein wider-

stand den Unbilden des Wetters ausgezeichnet; sie trägt die Jahreszahl 1567.

Die Figur muß weichen

Anfang 1862 beantragte der Durlacher Gemeinderat die Entfernung der im Laufe von drei Jahrhunderten etwas unansehnlich gewordenen Statue vom Marktplatz. Als Gründe führte man an, daß der Platz notwendigerweise „umgeplänet“ werden müsse und daß der nicht mehr zweckentsprechende Marktbrunnen durch einen neuen aus Guss Eisen ersetzt werden solle. Der Vorschlag, die Statue auf den Fischbrunnen beim Schloß zu verlegen, fand außerhalb Durlachs kräftigen Widerstand, so von Seiten des Archivrats Joh. Vaber, der an Stelle der Verlegung des von wüsten Kriegsfürsten verformt geliebten Standbildes dessen Erneuerung in altertümlicher Weise verbot, so auch von Seiten des Konserators der Altertümer in Baden, des Hofmalers v. Bayer, der die Umstellung auf den unansehnlichen Fischbrunnen ablehnte und für das Denkmal des Schlosserbauers einen „harmlos im Stil deselben gebildeten neuen Untersatz“ und Aufstellung an der vorderen Ecke des Schloßplatzes forderte und schließlich auch durchsetzte. Der Marktbrunnen wurde durch den noch vorhandenen, ein „mageres, unbedeutendes Eisengußwerk“, ersetzt, dessen Säule ursprünglich eine gotische Spitze trug. Die Statue selbst brachte man vorläufig auf dem Rathausbalkon unter Sträußern an der Wand unter; schließlich wurde ein Modell Bayerns, das einen Sockel mit vier wappenhaltenden Löwen vorsah, ausgeführt und das Ganze als ausgeprochenes Denkmal, also ohne Brunnenchale, im Sommer 1865 an der Ecke Leopoldstraße-Schloßplatz aufgestellt; hierbei wurden die dort lagernden Fundamente für ein nicht ausgeführtes Denkmal für Großherzog Karl Friedrich mitbenutzt.



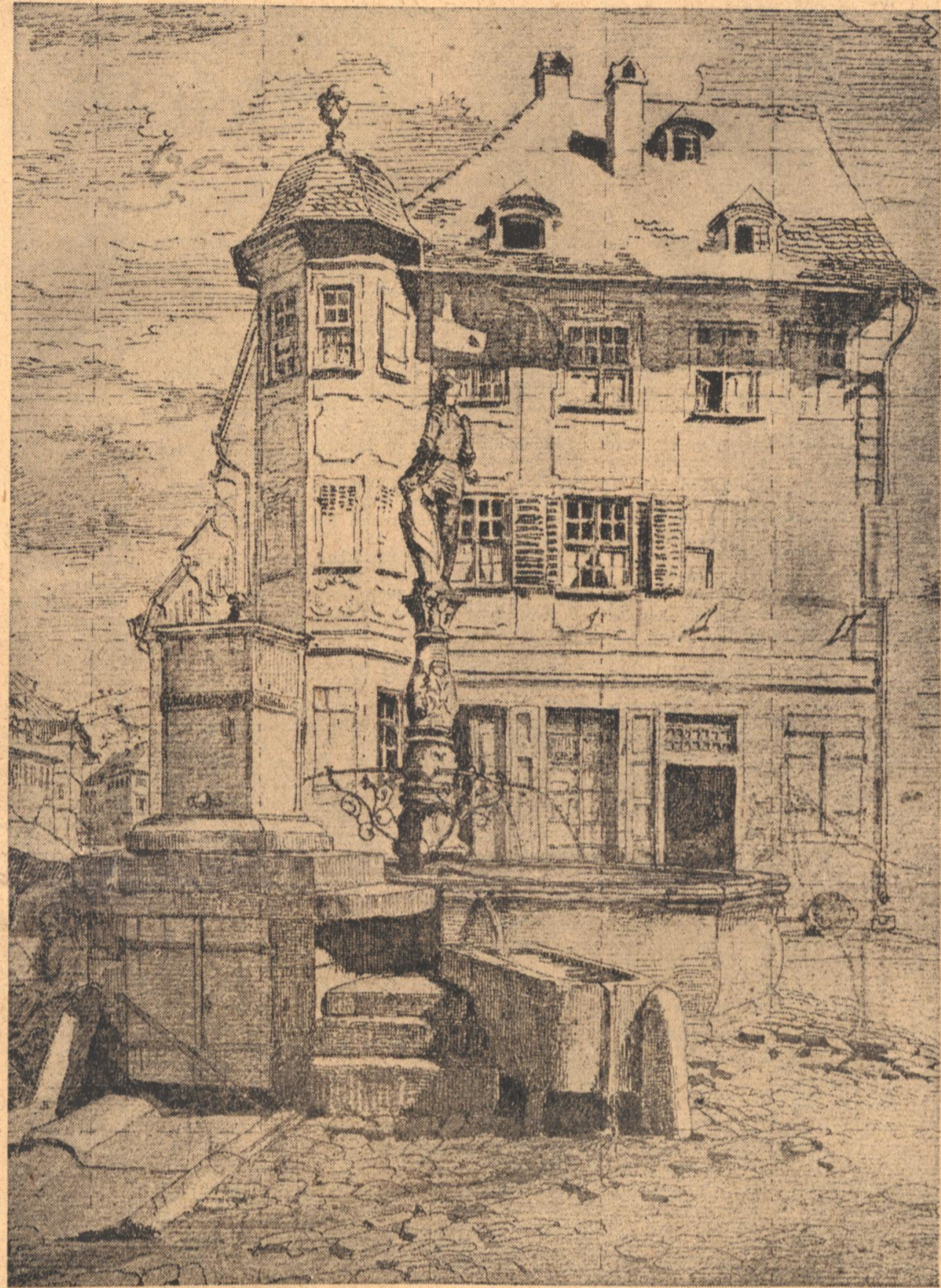
Schaumünze Markgraf Karls II.

Die Verwitterung bedrohte das Denkmal mehr und mehr, deswegen berichteten 1894 der Bürgermeister, 1901 der Gemeinderat nach Karlsruhe und erbaten Entschcheidung über deren etwaige Wiederherstellung. Um die Jahrhundertwende wurde auch die Tasche, Karls besonderes Kennzeichen, abgenommen; sie enthielt übrigens ursprünglich nach Nott das Schwebzeug des Fürsten, jedoch kein Geld. Die „abgemagerte“ Figur hatte zuletzt den nie ruhenden Mitternib der Durlacher kräftig herausgefordert; bei E. Wagner findet sich folgender Spottvers aus dem 19. Jahrhundert:

„Zu Durlach auf dem Brunnen,  
Da steht ein Mann mit Spieß;  
Er jagt, er tönt mit Lunte,  
Er hält so frumme Fühl!“

Die höchst notwendig gewordene Entfernung der Brunnenfigur geschah im Jahre 1911, als das Denkmal

zunehmenden Verfall unterworfen war; es fiel mit einem Teil des vorderen Schloßplatzes einer Verbreiterung der damaligen Hauptstraße, durch welche nun die Straßenbahn gelegt wurde, zum Opfer. Beim Abbruch des Denkmalssockels wurden die Fundamente für das Karl-Friedrich-Denkmal aus dem Jahre 1829 aufgedeckt und ebenfalls mit entfernt. Im Grundstein in der Mitte des Fundamentes eingemauert fand sich ein nicht fest verschlossener Behälter, der u. a. Urkunden, Zeitungen, Del, Wein, Getreide und zehnerlei Münzen aus der Zeit der Grundsteinlegung enthielt. Da der Behälter sich mit Wasser gefüllt hatte, waren die Urkunden unleserlich ge-



Der alte Marktbrunnen von Durlach

(Nach einer Zeichnung von K. Weyser)

worden; die übrigen Gegenstände hatten stark gelitten. Sie befinden sich heute zum größten Teile im Durlacher Heimatmuseum.

Am Zusammenhang mit diesem Abbruch war der Karlsruher Bildhauer Heinrich Bauer vom Durlacher Gemeinderat beauftragt worden, die zerstörten Teile der Statue mit präpariertem Zement anzumodellieren und sie so zu rekonstruieren, daß sie in einem nicht dem Wetter ausgesetzten Räume aufbewahrt werden konnte. Von der ausgeführten Originalstatue hatte H. Bauer jedoch eine genaue Kopie in dauerhafter gelbem Sandstein herzustellen. Die Vierung der Kopie erfolgte im Jahre 1913; zu ihrer Aufstellung kam sie nicht mehr, da man sich bis zum Ausbruch des Krieges für keinen Plan entschieden hatte. Die Kopie wurde in den unteren Räumen des Rathauses

aufbewahrt. Als nach dem Kriege die Erstellung eines Gedenkmals ins Auge gefaßt wurde, tauchte die Figur wieder auf. Das Denkmal sollte an der Wand der evangelischen Stadtkirche errichtet werden; der Brunnen sollte etwas auf die Seite gerückt und mit der Kopie des Standbildes versehen werden. Wenn dieser Plan nicht ausgeführt wurde, so lag es daran, daß der Marktplatz als Ort für größere Kundgebungen vor dem Feldmarschall ungeeignet war.

Schon vor dem Kriege hatte die Raumnot der Stadtverwaltung erste Formen angenommen. Im Jahre 1924 legte Stadtbauamtsleiter Schweizer einen umfassenden Plan vor, der die Erweiterung des Rathauses durch den Anbau zweier Flügel nach Westen und Süden vorsah; diese sollten sich um den hinter dem Rathaus gelegenen Platz, den „Saumarkt“, gruppieren und hätten hier ein städtebaulich schönes Bild ergeben; auf dem Saumarkt hätte nach diesem Plan der bislang fehlende große Marktbrunnen und auf ihm die Kopie der Statue Karls II. wieder aufgestellt werden können.

Auch dieser bedeutsame Plan kam nicht weit über das Stadium des Entwurfes hinaus. Schließlich beschied man sich mit Instandsetzungsarbeiten am Rathaus. Dabei wurde die schon beschaffte Kopie der Brunnenfigur auf dem Balkon des Rathauses aufgestellt. Die Originalstatue, die seit dem Denkmalsabbruch von 1911 im Erdgeschoß des Rathauses einen künstlerisch sehr ungünstigen Untersatzort gefunden hatte, wurde als Museumsstück in den Vorbogen des Prinzessinnenbaues beordert.

Im Jahre 1929 war die dem Marktplatz zugewandte Seite des Rathauses frei von Gerüsten, und wieder konnte der Markgraf Karl II. wie in alten Zeiten hinunterblicken auf das Gewühl der Menschen; allerdings entsprach diese Lösung den ursprünglichen Gegebenheiten nicht ganz.

So steht denn heute die erheblich ausgearbeitete Brunnenstatue, Durlachs bedeutendstes stadtschichtliches Denkmal, in beschaulicher Ruhe im Vorbogen des Prinzessinnenbaues, wo sie zwischen anderen Schätzen des Heimatmuseums aus vergangenen Tagen ruht; die noch vorzüglich erhaltene Säule fand im anstehenden kleinen Nebengemach Unterkunft. Von der Errichtung des Rathausbalkons dagegen schaut die Kopie des Standbildes.

Willi Ruder.



Das Denkmal ohne Brunnenchale aus dem Jahre 1865.

Aufn.: H. Kratt, Karlsruhe



# Deutsche Dichtung der Gegenwart

Von allen Kulturbereichen ist das Schrifttum am unmittelbarsten der vollen Lebensgestaltung, der politischen Verpflichtung verbunden, weil es sich des erhabensten und umfassendsten geistigen Wirkungsmittels eines Volkes bedient: seiner Sprache. Zudem wohnt der echten Dichtung immer ein ethischer, ja politischer Wert inne, da sie nicht nur äußerliche Vermenschlichung des Daseins, des menschlichen Erlebens zu geben vermag, sondern bezeugt, wie man auf ein geistiges Ziel, auf die Bildung höherer Werte.

Wir haben endlich wieder bereiften gelernt, das Dichtertum nicht im eifigen Materialismus, nicht in erdiger Analyse des Hirns oder Effekte des Triebes seine Erfüllung findet, sondern daß nur dort der schöpferische Geist am Werk ist, wo er sich des göttlichen Wirkens, der atemberaubenden Odynna, der rauschenden volkstumsbedingten Voraussetzungen bewußt ist.

Werte urprüngliche Werte dichterischer Kraft haben sich in den letzten Jahren gesammelt, da seltsame Irrlichter unter Volk zu verfahren suchten. Große Vorbereiter und Verkünder einer nationalen Dichtung sind uns — neben den Verstorbenen Paul Ernst, Stefan George und Heinrich Versa — Stehr, Grimm, Schäfer, Strauß, Kolbenheyer, Münchhausen, Mund, Gricie, Carossa, Schola u. a. — Dichter, die mit offener Kühnheit die tiefsten Schichten des deutschen Eigenlebens neu in geistlicher und geistlicher Weise offenbaren. Neben diesen Gelehrten, deren Werk über die Vorbereitung hinaus seine Erfüllung findet, stehen die jungen Dichter, die das politische Erlebnis der Neuen Gemeinlichkeit als Kunde und Tat der Neuen Gemeinlichkeit im Neuen Reich erfahren: jene Dichtermannschaft von Gerhart Meinel zu Gerhard Schumann, von Ludwig Friedrich Bartel zu Herbert Böhm, von E. W. Möller zu Hans Schwarz, von Heinrich Anacker zu Wolfram Brodmeier u. a., die aus tiefer Ergriffenheit und edlem Mut das Politische im Sinne einer nationalen Lebensgestaltung allgemeinverständlich erkannt und aus eigener Tapferkeit zu dichterischen Dokumenten in Form luden. Politisch empfing also wieder ihr urprüngliches Erlebnis als Lebensordnung aus den volkstümlichen Schichten des deutschen Bewußtseins gegenüber dem Ganzen.

In sicherer, aufrechter Darstellung zeigt sich dem Dichtertum die deutsche Sendung unserer neuen Dichtungsbewegung, in seiner Schrift „Dichtung der Jungen Mannschaft“ den Gehalt und das Streben der jungen Dichtergeneration (Nationalistische Verlagsanstalt, Hamburg). Aus geistlicher Verbundenheit weiß Dr. Knaack, über die Vorbereiter und Köhler einer neuen politischen Dichtung in ihrem inneren Weltanschauung zu erfassen, ihr Wollen zu deuten unter wertvoller Deutlichkeit von Weltanschauung und ihrer dichterischen Arbeiten. Selten wohl ist der uns heute bereits selbstverständlich büchliche Beiziff des Politischen in der Dichtung so einseitig und menschlich unabhängig veranschaulicht worden als durch Knaacks Darstellung. Und in der hier bereits angedeuteten völligen Neufassung seiner „Vollständigen Dichtung der Zeit“ (Münster und Düsseldorf, Berlin) sowie in seiner Textauswahl mit Einbürgerungen „Deutsche Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart“ (Verlagsanstalt S. & Co., Berlin) erweist Knaack in einem wahrhaft un-

fassenden Maße seine vorbildliche Mitterlichkeit im Dienste volkstümlichen Schrifttums. Christian Jensen — ebenfalls ein junger Dichterkollegist von tatvoller Klugheit — verleiht für die Zukunft wie für die Gegenwart eine knappe geistesgeschichtliche Gesamtübersicht in seinem Werk: „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ (W. G. Teubner, Bonn, Leipzig, Mit Bildnissen, 3. Aufl. 1930) zu geben. Auch hier handelt es sich um die zweite neubearbeitete Auflage. Trotz des umfangreichen Stoffgebietes bleibt Jensen bei der Kürze seiner Darstellung nicht an der Oberfläche haften, sondern erwählt eine passende verinnerlichte und bewußte Darstellung der geistigen Bewegung. Ihm liegt freilich weniger die politische Deutung im Sinne einer unbedingten Anknüpfung an die Schöpfung der künftigen verinnerlichteten Gemeinschaft. Jensen tritt an den Stoff aus nordisch-germanischer Glaubhaftigkeit heran, und so steht ihm ein in besonderer Nähe auf Verinnerlichung und familiäre Reife einzelner Schichten am nächsten wie etwa das Milles, Stehr.

# Von Büchern ein Kranz

Diesen Kranz wollen wir möglichst bunt und vielseitig halten, damit auch jeder für seinen Geschmack etwas darin findet. Zum Beginn des Winterwinters wird munter gern an dem ausgezeichneten „Mühnenkreier“ von Emil Pirson (Verlag Wilhelm Fried, Wien) greifen; denn hier öffnet sich ihm, von einem Stadtmann aufgeschrieben, die ganze Welt des Theaters mit allen ihren Geheimnissen und Unberechenbarkeiten, mit ihren Eigenheiten in ihrem stilleren Gewand, Theatergeschichten, Kulissengeheimnisse, Kunstfortschritte aus allen Zeiten und Zonen“ hat der Verfasser das Werk im Untergrund genannt und es ist ihm gelungen, einen klaren und unterhaltenden, auch für den Laien hochinteressanten Beitrag zur Theatergeschichte aufzuzeichnen. Ein Buch, das noch gewinnvoll durch die 200 Bilder aus der Welt des Theaters.

Wenn wir heute im Kino den Bildern der Wochenstunden folgen, dann machen wir uns wohl kaum Gedanken darüber, woraus sie ursprünglich entstanden sind. Gehen wir aber einmal diesen Spuren nach, dann werden wir an eine seltsame Quelle kommen. Diesen Weg hat A. Stemmler in seinem „Für Lieben Leute“ (Verlag S. Fischer, Berlin) eingeschlagen und ist zu den untern Großeltern nach bekannten Theaterangehörigen gekommen, die einst das Aktuelle in Bild und Ton den erkrankten Augen und Ohren ihres Publikums boten. „Sündenfinder der Muse“ nennt der Verfasser im Vorwort diese Gesänge und Lieder teils unbekannter Verfasser, die oft genug Jahre später ihre aus weichen oder abenteuerlichen Stimmungen entstandenen Dichtungen verlegten. Wenn die Form dieser Gedichte und die Weise, in denen sie dargeboten werden, unserem heutigen Geschmack auch kaum mehr liegen, so amüsiert uns doch noch sehr, wenn wir sie lesen und hören, besonders, wenn ein G. D. Plauen die Zeichnungen dazu geschaffen hat.

Mitten in unsere Gegenwart führt uns „Ein Buch von großen Söhnen und Men-

Scholz, Blunck, Carossa u. a. Jensen ersticht bestimmt eine der arbeitsreichen Eigenschaften deutschen Lebens, ohne daß er die Bedeutung der eigentlich politischen Dichtung in seinem Buch etwa verkümmert. Wenn wir Lanenbachers und Jensen's Arbeiten nebeneinanderstellen, erkennen wir freudig, wie reich die neue deutsche Dichtung ist. Auf nur 140 Seiten gewährt Christian Jensen einen fraglos reichen, nie oberflächlichen Einblick in das dichterische Schaffen der Zeit. Nachdem über verfallenen Dichter hilft er zu seinem Recht (etwa Rudolf Paulsen, Erich Bodemühl, Otto von Lunde u. a.). Man entbehrt auch wohl diesen und jenen Dichter, was bei dem beschränkten Raum unvermeidlich ist. Jedemfalls aber erreicht Jensen — und das ist für den Schulgebrauch besonders wertvoll — nicht nur ein überaus klares objektives Urteil, sondern auch eine kluge Geschlossenheit der Gesamtdarstellung. Seien wir froh, daß wir in Lanenbachers und Jensen's zwei für den Menschen begangenen, deren ehrlicher Rührung wir uns anvertrauen können, die uns mit widerer Entschlossenung um Wesen neuen geistigen Schaffens geleiten.

Ernst Adolf Dreyer.

# „Führer“-Romane als Buch

Als wir seinerzeit mit dem Vorabdruck des großen geschichtlichen Romans unserer badischen Schriftstellerin Juliana von Sioda auf den „Die goldene Kette“ begannen, wies uns unsere Leser darauf hin, daß später der Roman im Verlag Stadmann, Leipzig, als Buch herauskommen würde. Jetzt werden alle Leser, die diesen auch dem anspruchsvollsten Geschmack genügenden Roman mit Interesse verfolgt haben, die Möglichkeit haben, ihn noch einmal im Zusammenhang zu lesen. Und das nicht allein. In der geschmackvollen Ausstattung, in der er jetzt herausgegeben ist, wird er ein freudig begrüßtes Geschenk sein. Der Titel hat sich zwar noch etwas geändert. „Die goldene Kette“ ist „Die goldene Kette“ geworden, und auch der Inhalt wird dem aufmerksamen Leser reicher vorkommen. Natürlich war es damals in dem Vorabdruck, manche Schilderungen, die in der Buchausgabe als Abrundung erscheinen, in der Fortsetzung des Romanromans aber herausgenommen werden mußten, um

nicht als Längen zu erscheinen. Wenn wir uns jetzt noch einmal an Hand der abschließenden Fassung einen Überblick über das von Juliana von Sioda geschaffene Geschichtsbild an dem dreißigjährigen Krieg verschaffen, so werden wir wieder die Ueberzeugung gewinnen, daß wir es hier nicht mit einer alltäglichen Vorgabe zu tun haben, sondern einer Art künstlerischer Darstellung, die die geschichtliche Vergangenheit belebt durch die dichterische Phantasie und dadurch ein lebendiges und plastisches zu geben vermag. Aus dieser glücklichen Verbindung von geschicktem Geschichtsbild und dichterischer Phantasie machen die Bücher dieser Schriftstellerin weit über den Rahmen der gemeinüblichen Schaffens zu einer für ganz Deutschland gültigen Bedeutung.

Und auch unser letzter Roman „Der harte Weltkrieg“ von Gerhard Meinel, der ich schon als Buch herausgegeben. Diese prachtvolle epische Phantasiegeschichte des Bebelreisträgers, die unseren Lesern wegen ihres fesselnden Duktors viel Freude gemacht haben wird, ist gerade jetzt in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, als Buch herausgegeben. Da Meinel mit seinem Werklein ein Werk geschrieben hat, zu dem man wegen seines Gottfried-Keller-Summers immer wieder greifen wird, werden sich viele unserer Leser dieses aus einer Reihe unentbehrlich aufeinanderfolgender Kapitel zusammengefaßte Buch zu ihren Bücherregalen stellen als einen Freund, von dem sie sich immer wieder gern unterhalten lassen. Denn das ist vor allem die Eigenschaft dieses Buches, fähig zu plaudern und zu lächeln, daß es jedem Spaß machen muß, der Sinn für Humor hat.

Günther Röhrdranz.

# Das Lied der Karfchin

Die sog. „Karfchin“ (1722—1791), Anna Luise Karfchin, ist eine deutsche Dichterin, die entweder ganz vergessen wurde oder so sehr beliebt gewesen, so daß hier Unrecht geschieht; denn diese außergewöhnliche Frau, die sich von einfachen Dörfermädchen selbst zu einer Dichterin hindurcharbeitete, und die dem großen König, bei Friedrich dem Großen, eine geachtete Stellung einnahm, geht mit ihrem Leben und ihrem daraus eigenem und unwiderrücklichen Werk, das dann und wann einmal eine künstlerische Seele der bürgerlichen Dichtung der Entdeckung völlig verlassen kann. Es ist zu allen Zeiten über die „Karfchin“ viel gepöbelte worden, was weniger ihre Dichtungen, als ihr inkonsequenter Enthusiasmus für alles Dichtertum, das und wann Anlaß geben konnten; nun aber hat Gerhart Meinel in der Hamelntischen Verlagsanstalt, Hamburg, eine Auswahl von Dichtungen der Karfchin gesammelt, und dazu einen auf gründlichen Forschungen beruhenden, Lebenslauf beigefügt; mit Stauung, ja mit einem gewissen Schreck ersticht man daraus, wie sehr dieser Frau zu allen Zeiten Unrecht getan wurde; denn man lernt nun ihrer Schwermut, mit unangenehmer Energie getragenen Lebenslauf kennen, und vor allem die betäubende Unergründlichkeit, welche sie allen Missethänden und Unbilligkeiten des Lebens entgegensetzte; man lernt aber auch verstehen, warum Friedrich der Große, der bekanntlich für die deutsche Literatur angelegentlich seiner zeitgenössischen französischen Literatur so gut wie nichts übrig hatte, diese Frau bei sich empfing und ihrem Streben nach einer deutschen Dichtung zumindest keine Widerstände leistete. Und schließlich findet man in den Dichtungen der Karfchin zwar manches, das allenthalben in dem 18. Jahrhundert 18. Jahrhundert auch andernorts geübt und gesagt wurde; dabei aber wächst und blüht mancher eigene Ton, ein selbes Gottesbewußtsein, eine erdliche Naturfreude, ein flüchtiger Welterguss und ein bei allem Enthusiasmus, doch nüchtern und folgerichtig verstandener Verstand; so wird aus der „märkischen Sappho“ eine Frau, deren Dichtungen ihrem schmerzlichen Lebenslauf entsprechen, und der Herausgeber Gerhart Meinel hat wohl daran, vier zeitgenössische Dichtertinnen von heute diesem Bande einen Gruß beizufügen; so sehen Frauen von heute ihre Vorgängerin und erkennen das Ueberzeugende des Künstlerischen, auch wo es verhallt und behindert ist.

Günther Röhrdranz.

Adolf v. Grolman.

# Azteken, Del und Revolution

Inferer Vorkellung von Mexiko ist gemeinlich von einer blutigen sagenhaften Romantik erfüllt; Aztekenische, räuberische, mörderische Großgrundbesitzer spielen in ihr die Hauptrolle. Die ersten Probleme am weltpolitischen Horizont, die mit den fortwährenden Entgegnungen fremden Reiches in Mexiko, vor allem mit den Streitigkeiten um das Del in diesem Lande aufgetaucht sind, machen wohl eine gründliche Ueberprüfung unseres Urteils ratsam.

In diesem Bestreben kommt uns der neueste Reisebericht von Josef Maria Franz „Mexiko ist anders“ (Universitäts-Deutsche Verlagsanstalt, Berlin) in erfreulicher Weise zu Hilfe. Franz schildert mit unbedingtem Willen zur Objektivität die blutige Geschichte dieses Landes, die daraus amangeführt sich ergebende Entwicklung und kommt danach zu Urteilen über das Gegenwärtige, die im Anfang befremdend und erstaunlich, — weil sie nämlich das gehegte und gepflegte romantische Bild über den Haufen werfen, — die aber mehr und mehr einleuchtend und einen immer höheren Wahrheitsgehalt erlangen. Die vorerwähnten, scheinbar in keinen Zusammenhang zu bringenden Erscheinungen, die uns aus den Zeitungsberichten gegenüber treten, reihen sich vergangenheitsgebunden und gegenwartsbedingend an ein Bild, das gewiß nicht weniger Erstaunen erweckt als das eben besetzte, das dafür gänzlich nüchtern und illusionlos ist. Franz versucht auch eine Deutung der sich ständig wiederholenden Lebenserscheinungen, sucht einen Faden in die Zukunft, und ist im Bedauern über die mögliche fernere Entwicklung ab. Wir gestehen, daß wir nach der Lektüre sei-

nes Buches, trotzdem er zur Vorsicht manches schon zwei- und dreimal wiederholt, einen turbulenten Nebel im Kopf hatten, aus dessen fahigen Erscheinungsformen kein klares Bild zu gewinnen war. Aber dem Dichter wird es beim Verlassen dieses in jeder Hinsicht fesselnden und merkwürdigen Landes eben so gegangen sein. Wahrscheinlich wird nur das Schicksal wissen, wohin der Weg Mexikos geht, in dem wir als einsig sicheres das fabelhafte Faktum verzeichnen können, daß die gekettete, nahezu ausgelöschte, demoralisierte und verfallene Urvölkerung mit unheimlicher Konsequenz die Herrschaft zurückerobert. Aber was für eine Bevölkerung und was für eine Herrschaft!

Frank ist bei aller Schärfe der Beobachtung und Nüchternheit des Urteils genügend Dichter, um seine Eindrücke und Erlebnisse in fesselnder, buntglühender und pointenreicher Form wiederzugeben. Mancher mag die oben angedeuteten Wiederholungen als Mangel empfinden, wir halten sie für einen Vorzug, der erheblich zur Einprägung der Ueberlieferung der Bilder beiträgt.

Ein höchst bemerkenswertes Buch. Paul Schröter.

# Zur auswärtigen Kulturpolitik

Dr. B. Klassen, der junge Wissenschaftler für Auslandsstudien an der Universität Heidelberg, verfaßt aus seiner großen Erfahrung, die er in auslandsdeutscher Kulturarbeit in Europa und Ostasien gesammelt hat, eine umfassende wissenschaftliche und grundlegende Arbeit über die deutsche auswärtige Kulturpolitik der Vergangenheit und der Gegenwart in seinem Buch „Auslandsstudien und Kulturpolitik“ (Carl Winters' Universitätsbuchhandlung, Heidelberg).

In klaren, überzeugenden Formulierungen bemerkt er in dem Abschnitt die Grundlinien auswärtiger Kulturpolitik: die bündelnde, zentrale Ueberstimmung allgemeiner Außenpolitik und auswärtiger Kulturpolitik europäischer und außereuropäischer Nationen. Dazu erweitert sich an praktischen Beispielen die Unfähigkeit eines idealen, wilschelmischen, wie liberalistischen und demokratischen Deutschland, eine erfolgreiche Kulturpolitik in der Welt zu betreiben, und macht gleichzeitig grundsätzliche Vorschläge, wie es sich eine auswärtige Kulturpolitik in den Schulen und Hochschulen und vor allem in den Formationen unserer Bewegung mit Hilfe der jungen Wissenschaft, der politischen Auslandsstudien das gesamte deutsche Volk zu Trägern einer erfolgreichen auswärtigen deutschen Kulturpolitik gemacht wird. Vor allem verdienen seine Ausführungen über die „politische Auslandsstudien“ allerorts Beachtung. Die Veranlassungen derselben im politischen Leben eines jeden Volkes, die der auswärtige

Kulturpolitiker wissen und kennen muß, führen ihn zur Feststellung, daß „sachgerechtes Erfennen und Werten der politischen Wirkungen eines Landes nur aus der Kenntnis der landes-, raas- oder volkstümlichen Voraussetzungen möglich ist“. Jeder in der auswärtigen Kulturpolitik Betreffende muß diese Feststellungen als den Anlaß zur politischen Auslandsstudien betrachten. Ohne auf die wissenschaftsmethodischen Prinzipien der weiteren Arbeit hier einzugehen, kann gesagt werden, daß dieses Werk der politischen Auslandsstudien ihren Wissenschaftscharakter sichert und damit in Zielsetzung und Methode die Grundlage geschaffen hat zu einem der wichtigsten Gebiete unserer gesamtpolitischen Erziehung.

Die vorliegende Schrift, die im Rahmen der Heidelberger Akten der von Fortschritt-Stiftung erschienen ist, ist gleichzeitig ein Forschungsbericht über die Schulungsarbeit in den verschiedenen Grenz- und Auslandsämtern der Bewegung, sowie über die Lebhaftigkeit des jungen Wissenschaftlers.

Neben den für die „Ausgestaltung des Reiches“ verantwortlichen Stellen werden vor allem die deutschen Erziehungsanstaltungen der Partei und des Staates, besonders aber die Formationsführer, die sich auch für die auswärtige Kulturpolitik des deutschen Menschen verantwortlich fühlen, sich dieses Werkes als einer grundlegenden Einführung in die politische Auslandsstudien bedienen.

Heiner Stähle.

# Neue Kräuterbücher

- Gottesfegen der Kräuter von Hilde Siea, Rowohlt-Verlag, Berlin, Karz. 4.80 RM., Reine 5.50 RM.
- Die Heilkräfte der Pflanzen von Dr. S. Klamm und Ludwig Kroeber, Hippokratès-Verlag, Stuttgart, Reine 4.85 RM.
- Kräuterquod von M. Paffel, Kräuterbuchverlag M. Paffel, Kolbermoor, Obb., Reine 5.80 RM.
- Rezeptbuch der Pflanzenheilkunde von Dr. S. Klamm und L. Kroeber, Hippokratès-Verlag, Stuttgart, kartoniert 8.— RM., Ganzleinen 10.— RM.

Die Pflanzenheilkunde ist in den letzten Jahren und besonders seit der nationalsozialistischen Revolution wieder allenthalben zu Ehren gekommen. Während früher hauptsächlich die Kreuze, die der Naturheilkunde nahestanden — und die waren hauptsächlich Laienbehandler — Heilkräuter vorzuziehen, sind heute bereits viele praktische Ärzte und auch manche Kliniker dazu übergegangen, Heilkräuter neben anderen naturheilkundlichen Maßnahmen in den Heilplan aufzunehmen.

Mit dieser zunehmenden Bedeutung von Heilkräutern geht die Veröffentlichung von Heilkräutern Hand in Hand. Aus der Fülle der Naturheilkunde wollen wir einige anführen. So stellt Hilde Siea in ihrem Buch „Gottesfegen der Kräuter“ dar, wie sich die Kenntnisse über die Heilkräuter und der Glaube an ihre Heilkräfte im Laufe der Jahrhunderte ausgebreitet haben. Nach einer Geschichte der Kräuterheilkunde werden ca. 150 Pflanzen mit ihren Heilwirkungen eingehend gewürdigt, wobei die Darstellung besonders reichhaltig wird, weil viel Volksständliches aufkommt und neben die Nennungen der altgermanischen Kräuterdoktoren und der Volksheilkunde die Erkenntnisse maßgebender heutiger Autoren gestellt werden. Das überaus anregende Buch, das mit vielen Bildern aus alten Kräuterbüchern geschmückt ist, und nur den einen Fehler hat, kein Inhaltsverzeichnis zu besitzen, kann jedem, der sich für die geschichtliche Entwicklung der Pflanzenheilkunde interessiert, warm empfohlen werden.

Das Buch „Die Heilkräfte der Pflanzen“ von Klamm-Kroeber, das bei Hilde Siea öfters zitiert wird, berichtet absichtlich auf ausgedehnte geschichtliche Rückblicke und stellt dagegen die Möglichkeiten der praktischen Verwendung der Heilkräuter in den Vordergrund der Darstellung. Die Blüte- und Sammelzeit, die Wirkung und Anwendung und die genaue Dosierung der Heilkräuter werden dem Leser anschaulich und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit nahegebracht.

Die Abbildungen und die farbigen Tafeln von Professor Duzinger sind sehr klar. Es handelt sich hier ebenfalls um ein Buch, das jedermann beizien empfohlen werden kann.

Ein ähnliches Buch hat M. Paffel unter dem Namen „Kräuterquod“ geschrieben, welches zunächst über die verschiedenen Kräuter in alphabetischer Reihenfolge berichtet und dann ein Verzeichnis der Gesundheitsstörungen mit den entsprechenden Kräuteranwendungen bringt. Farbige Tafeln vervollständigen das Buch, welches Wert darauf hat, vollständig geschrieben zu sein.

Zum Abschluß sei hier noch das „Rezeptbuch der Pflanzenheilkunde“ von Klamm-Kroeber erwähnt, welches auf wissenschaftlicher Grundlage annehmend das Rezept über Pflanzenanwendungen enthält. Das Werk ist hauptsächlich für solche Volkswissenschaftler zu empfehlen, die sich bereits mit der Pflanzenheilkunde befaßt haben und nun an der Klarstellung der Heilwerte unserer Heilpflanzen in chemischer und pharmakologischer Hinsicht interessiert sind. Für Ärzte und Heilpraktiker bietet das Buch eine wesentliche Bereicherung des praktischen Wissens über die Pflanzenheilkunde und es wäre zu wünschen, daß dieses wertvolle Rezeptbuch auf möglichst vielen Praxistischen zu häufiger Bereitschaft liegt. Dr. P. E. Schütterle.

# Ein Karlsruher über Lappland

„Erst der feilliche Einbruch reißt das Fremdland in unser ureigenes Bildfeld.“ Dieser Satz, dem wir ziemlich zu Beginn der von Egon Wietta geschriebenen „Empfindsame Reise nach Lappland“ (mit Zeichnungen von Hans Rubin, Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.) begegnen, möge man als Merkmal für den Charakter des Werkes bezeichnen. Mit ihm ist gesagt, wie gestaltend der hadische Schriftsteller Egon Wietta an das Erlebnis einer Lapplandreise herangeht, zumal durch den Titel einer „empfindsamen Reise“ die Deutung entschieden könnte, als handle es sich um ein lyrisch oder gar zerbrechlich erlebtes und gefühltes Buch. Dieses Werk erweist sich nicht in einer Aufzeichnung landschaftlicher, kultureller oder erdlicher Eigenarten. Trotzdem diese Dinge mitersah sind, erleben wir das Buch wie einen Roman, der von einer beglückenden sprachlichen Kraft aber auch sprachlicher Musikalität getragen ist. Der Verfasser stellt auf dieser Reise Geschehene in freie Bei-

ziehung zum mitteleuropäischen Menschen. den Problemen unserer Zeit, öffnet weite Sichten in sagenhafte nordische Ubergangenheit und die Möglichkeiten und Gegebenheiten des Seins. Alles diesem Land innewohnend, sei es Mensch oder Wald oder Stadt oder Strom, erhebt hier zu einem wunderbaren Ereignis, das wiederum dem gewaltigen Stil jenes Lebensraumes untertan wird untertan nach jenen Gesetzen, aus denen mit heute die Kraft unserer aufstrebenden Zeit verheißt. Diese Reise, die über die Dniepr, Neval, Ostlingar, Finland, in den hohen Norden, ins Land der Lappen führt, ist erfüllt von meisterhaft aufgeschriebenen menschlichen Begegnungen, deren jede wie eine Initiale vor einem der Zeilstriche steht. Egon Wietta schrieb hier kein „bequemes Buch“, sondern ein Werk, das zum selbständigen Mit-erleben und Nacherleben zwingt; und das ist wohl mit das Beste was man von einem Buch unserer Zeit sagen darf.

Curt Scheid



# BAEDEKER der Landstraße



Den Wanderer lockt ein guter Tropfen

Von ROBERT BAUR

War in vergangenen Zeiten einer unterwegs und wollte etwas über den Ort erfahren, den er zu später Abendstunde gerade erreichte, schön — dann setzte er sich in traulicher Runde an das Kamin, ließ sich die müden Knochen aufwärmen und hörte den Erzählungen der Ortsältesten oder seiner Gastgeber zu. In wenigen Stunden wußte er, was ihn interessierte.

Heute hat man es leichter. Die Verkehrsvereine bemühen sich, uns alles Wissenswerte über einen Ort in

geschnittenen Wegweiser, die im Laufe der letzten Monate in verschiedenen Teilen des badischen und württembergischen Schwarzwaldes aufgestellt gefunden haben. Sie geben uns gewissermaßen im Telegrammstil Auskunft über die Stadt oder die Ortschaft, die wir auf der Fahrt streifen. Manches einer mag schon sein Kraftfahrzeug oder sein Fahrrad angehalten haben, um einen Platz aufzusuchen, von dem einer der holzgeschnittenen Wegweiser auf den ersten Blick so allerhand zu erzählen weiß.

Besondere Beachtung unter ihnen verdienen die Wegweiser, die wir auf der Fahrt von Freudenstadt nach Pforzheim durch das Engtal vor die Windschutzscheibe bekommen. Sie verdanken ihr Dasein in erster Linie der Initiative des künstlerischen Leiters der Luftverkehrsvermittlungsstelle des Schwarzwälder Bildhauerhandwerks J. Komme in Furtwangen, aus dessen Hand auch die Entwürfe stammen. Die wundervolle Ausführung dieser Reliefs — mitunter finden wir auch Verbindungen von Rundplastik und Relief — ist in ihrer ganzen Art so ansprechend und auffallend, daß der Kraftfahrer unwillkürlich seinen Wagen stoppt, um sich die Holzschmitzereien näher anzusehen.

Vielleicht mag gerade dieses Verhalten des Kraftfahrers der Grund gewesen sein, weshalb man von seiten der Kraftfahrt Bedenken gegenüber der Aufstellung solcher Wegweiser erhob.

Wie die überall vorgenommene Aufstellung aber zeigt, scheint man sie überwinden zu haben. Im übrigen finden wir die farbigen Wegweiser ja nur an Wegkreuzungen, an denen der Fahrer sowieso aus Gründen der Verkehrssicherheit die Schnelligkeit des Fahrzeuges vermindern soll.

Sie haben vieles für sich, diese „Baedeker der Landstraße“. Mit einem Blick, ohne daß wir ein Buch aufschlagen müssen und darin blättern, erzählen sie uns, daß in Pforzheim Schmuck hergestellt wird, daß da oben im



Die Goldstadt zeigt ihre Schätze

Engtal der Auerhahn balzt, daß Baden-Baden alljährlich seine Pferderennen hat, daß in Dettingheim die Tellspiele in hohem Ansehen stehen und daß wir nur das Steiner



Aus Gengenbachs ruhmvoller Geschichte

links einschlagen müssen, um in eine Gegend zu kommen, die mit einem guten Tropfen gesegnet ist.

Welche Bedeutung diesen holzgeschnittenen Wegweiser außerdem im Rahmen der Verkehrs- und Fremdenwerbung zukommt, darf nicht übersehen werden. Greifen wir nur ein Beispiel heraus. Der schon vor langem aufgestellte Wegweiser im Rebland auf der Strecke Baden-Baden-Freiburg hat schon so manchen Fahrer aus dem Norden oder Osten des Reiches zu einem kleinen Absteher in die weinfrohliche Gegend veranlaßt, lediglich auf Anregung des Wegweisers, wenn man so sagen darf.

Sie sind Schmuck und Blickfang zugleich, diese von Künstlerhand geschaffenen Holzschmitzereien.

Die gewöhnlichen Wegweiser übersehen wir, die „Baedeker der Landstraße“ aber ziehen unseren Blick auf sich, sie sagen uns etwas.

Sie sind dem Kraftfahrer liebe Weggenossen, denn freundlicher wie die Menschen weisen sie ihm den Weg nach seinem Ziel.

## WIENER MODEN

Text und Aufnahmen: Herbert Dörr

Tausend Lichter brechen sich in den bunt geschliffenen Prismen gewaltiger Leuchter. Leichte, beschwingte Musik durchzittert den festlich geschmückten Raum. In den hohen



Ein Nachmittagskleid mit effektvoller Soutachearbeit

Spiegeln liegen die Reflexe einer erwartungsfrohen Menge. Eine lange, mit Grün bestreute Rampe durchzieht den Saal. Die Menschen sprechen leise, drehen kritisch das Programm in den Händen, bewegen kaum sichtbar ihren Oberkörper nach den Takt eines Wiener Walzers. „Wiener Modenschau ist etwas Besonderes, Charmantes“, sagt Direktor Schlegl von der Wiener Modengesellschaft. All die vielen Gäste betätigen ihm das immer wieder auf seiner großen Reise, die durch ganz Deutschland geht. Alle Jahre, vor jeder Saison zeigt diese Wertstätte von nun an auf einer Wandermodeschau die neueste



Ein schlicht-vornehmes Tagesendkleid

Paß von Kleidern, Kostümen und Blusen. Meister und Kunden des Modehandwerks sind dabei die Besucher und kritischen Beobachter. Es ist die erste Reise dieser Art. Viele Städte wurden bereits besucht. Immer fand das Gezeigte großen Beifall, ein Beweis dafür, daß die Wiener Schneiderei heute mehr denn je ein fester Begriff ist für deutsche Kultur.



Ein anmutiges Ballkleid



Zum „Tell“ in Dettingheim

Form eines schönen und farbigen Prospektes zu übermitteln, wobei auch nicht die letzte Sehenswürdigkeit außer Acht gelassen ist. Hat man nun aber vor der Abreise vergessen, sich solche farbigen Ortsbeschreibungen anzulegen, dann bleiben uns immer noch die schönen Holz-



Hier verrät die Bäderstadt eine Leidenschaft ihrer Gäste  
Aufn.: Engel, Freiburg (2), „Führer“ — Geschwindner (3)



# Ferdinand mit der Wünschelrute

Erzählung von Otto Franzen

Robert und Ferdinand waren Schulfreunde. Sie hatten sich durch verschiedene Stappen ihres ziemlich bescheiden verlaufenden Erdennabens die Freundschaft gehalten. So gar jene gefährliche Freundschaftsklippe am Spingmonument Frau war mit einiger Sicherheit umsegelt worden. Das lag weniger an Robert als an Ferdinand, der sich alle Dinge zehn Sekunden länger überlegte. Um diese zehn Sekunden kam er auch damals zu spät, als Robert sich plötzlich entschloß, Elfe anzusprechen. Elfe, die auf einem ganz gewöhnlichen Bürgersteig entlangging.

Ferdinand überlegte, er hätte es ebenso tun können, aber da war Robert bereits in der Duvirtire einer reizenden Bekanntschaft; so beschränkte er sich darauf, die Blützeit einer jungen Pflanze zu beobachten. Als dann später als goldene Früchte zwei Eheringe zum Vorschein

## Bekanntnis zum Führer

Von Herbert Böhm

Groß steht dein Wort wie eine wilde Fahne hochaufgerissen in geballter Faust, dem Sieg zu dienen, der den Frieden bringt. Und tausendfältiges Geschrei erstickt in Atem deines schwurgewordenen Fluchs: Den Haß der Völker endlich zu bezwingen.

Wohl trägt Europa im Gewand das Schwert, du aber wächst mit ungeahnter Kraft, zu der ein Gott dir Mut und Glühen gab in das Gebälk des werdenden Jahrhunderts und schwingst die Glocke großer Gläubigkeit, und wie ein Türmer kündest du der Welt

die Morgenröte eines neuen Tags, darin die Ehre Recht und Freiheit spricht. Und wer zu deinem Orden sich bekennt, im Blut verwandt, blüht zur Verschwörung auf, und jauchzend aus den reichbeschenkten Herzen des freien Volkes schallt der Widerhall:

Wir danken Gott, wie wir dir dienen dürfen und wo dein heißgeglühtes Wort befiehlt: Du, Führer, führe uns, wir folgen dir!

Kamen, schmerzte ihn das Verfallnis der zehn Sekunden doch ein wenig, denn er mochte Elfe gern leiden. Die Zuneigung wandelte sich aber bald in eine fernste Freundschaft. Es gab — woran Elfe zeitweilig gezweifelt hatte — keinen Krieg zwischen Robert und Ferdinand, und der Freund ihres Mannes durfte an mancher schönen Stunde im Heim der beiden jungen Leute mit teilnehmen.

Es war gut, daß Ferdinand zu den Menschen zählte, die neugierig, ja sogar mit einer stillen Freude das Glück anderer betrachten können, auch wenn sie sich fürchten, selber mit der Wünschelrute auszugehen, schon um sich Enttäuschungen zu ersparen.

Robert meinte, Ferdinand müsse es eben versuchen, Elfe pflichtete bei, immer noch im Schatten einer leisen Furcht, an den Gedanken des ungleichen Dreiecks könne man sich eines Tages doch stoßen. Auch begte sie dabei die

Hoffnung, daß es sich später einmal zu vieren noch besser wandern und plaudern lasse.

Das sagte ihm Elfe auch eines Sonntagmorgens. Ferdinand hörte einen leichten Vorwurf heraus: „Ich bin also das fünfte Rad am Wagen.“

„Unfinn“, ließ sich Robert hören, „so darfst du es nicht aufpassen. Elfe meint es gut mit dir.“

„Ich fahre euch bloß, kann ja auch wegbleiben.“

Davon wollten aber die beiden nichts wissen und beschloßen nach geheimer Beratung, dem schwerfälligen Ferdinand eine Frau auszuwählen zu lassen. Robert bekam von Elfe einen Freibrief für so manchen Abend, den die kleine Frau dann allein zu Hause verbrachte, während die Freunde wie einst die grünen Tanzwiesen der Hofnung durchstreiften. Am andern Tage erkrankte ihr Robert Bericht. Aber diese Berichte fielen flüchtig aus.

Einmal war Robert sehr ungehalten: „Er beißt nirgends an, tanzt, unterhält sich, gar nicht mal langweilig, aber zu einem Stellidien raft er sich nie auf. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, mich sogar der Gefahr ausgesetzt, abgehört zu werden. Donnerwetter noch einmal, ich kann doch nicht noch für ihn eine Liebeserklärung vom Stapel lassen.“

„Mein, das kannst du nicht“, sagte Frau Elfe, die es schon bereute, ihren Mann auf die Pfade nächtlichen Junggefellendummels zurückgetrieben zu haben, wenn auch in besserer Absicht. Man soll nicht mit dem Feuer spielen, dachte sie bei sich und schlug vor, diese Wünschelrutengänge, wie sie sie nannte, wieder aufzugeben; Zweck hätten sie bei Ferdinand doch nicht. Sie legte eine Frist fest. Robert war einverstanden.

Da wurde sie an einem Samstag kurz vor Mitternacht geweckt, regelrecht aus dem Schlaf gerissen. Vor ihr stand Robert, etwas schweißgebadet, aber sonst durchaus bei der Sache: „Elfe, denk dir, er hat — er hat!“

„Angehört?“

„Ja, und wie! Ein nettes Mädel, sehr lebendig, lustige Augen. Vilo heißt sie, ganz das Gegenteil von Ferdinand. Aber — entschuldige — schlaf mal ruhig weiter!“

„Na, also endlich“, meinte Elfe und veränderte sich im Sinnüberdämmern mit der Wandlung zu befallen. Ein bereitwilliger Traum gab ihr recht: sie verlebten zu viert die Ferien in ihrer Heimat, den Gläser Bergen, und

Ferdinand hatte ihr vor allen anderen zum Dank für den Einfall mitten auf dem Marktplatz eines verträumten Gebirgsküchens einen Kuß gegeben. Der Ferdinand! Zum Totlachen: mitten auf dem Markt. Was sollen die Leute denken!

„Warum läst du denn so laut?“ fragte Robert, bekam aber keine Antwort, denn Elfe hatte glücklicherweise über die Traumberge gestiegen und war wieder eingeschlafen. Ferdinand ließ sich eine halbe Woche nicht blicken. Man nahm es als gutes Zeichen und zwinkerte ihm verstoßen zu, als er dann wieder an der Tür erschien.

Er meinte ab: „Aus ist's.“

„Wie?“ — „Warum?“ — „Ich sag' ja, aus ist's.“

„Was ist denn los mit dir? Wie hast du denn das wieder angeestellt?“

Und Ferdinand erzählte, daß er mit Vilo öfter spaziergegangen wäre. Dabei hätte er auch von sich erzählt. „Endlich!“ warf Elfe ein; Robert: „Sehr richtig.“

„Hör nur weiter! Aus meiner Ehrlichkeit heraus sagte ich ihr auch, daß dir eigentlich das Verdienst zukame, sie gefunden zu haben. Na, das sagte ich, du hättest sie mir loszulassen ausgeführt — mit der Wünschelrute, du hättest das bessere Gefühl dafür. Ich nahm nun an, sie würde darüber lachen, würde auf meinen Vorschlag, die Ferien gemeinsam an der See zu verleben, nur so hineinpringen.“

„Und was tat sie?“ fragte Robert gespannt. „Sprang sie?“

„Sie lachte gar nicht. Im Gegenteil, sie wurde böse. Aller Zauber war mit einem Male verfliegen. Es wäre ein tolles Stück von dir. Von mir natürlich auch. Aussehen! Sie ließ sich nicht ausführen. — So ähnlich. Dann ließ sie mich stehen und — ich stand.“

„Du handst“, spottete Robert und tippte gegen die Stirn.

Elfe schüttelte fassungslos den Kopf: „Wie konnten Sie nur solchen Unfinn reden! Ehrlich! Dumm waren Sie! Natürlich läßt sich eine Frau nicht ausführen wie ein Kleid, was sage ich, wie einen Rest.“

„Frau Elfe!“

„Ja, Ferdinand, so ungewohnt Ihr Name klingt, so benehmen Sie sich auch, wenigstens Frauen gegenüber.“

„Also, mein Name klingt plötzlich ungewohnt. Vielleicht bin ich überhaupt...“

„Sie mögen ein guter Kaufmann sein, ein ausgezeichnete Verkäufer“, wollte Frau Elfe einlenken, kam aber nicht weiter, denn Ferdinand schnitt ihr das Wort ab: „Was nicht mich der ausgezeichnete Verkäufer, noch dazu sehr im Sommer“, entgegnete er wütend. „Ich habe es satt, ichahre allein weg, jawohl, ganz allein. Ohne euch! Jrgendwohin in ein Nest mit Salzwasser, daß ihr's wißt.“



Abbild eines Jägers wohl in Ostpreußen und alles, was er blies, das war verlore

Holzschnitt von Georg Sluyterman von Langenweyde

Ferdinand fuhr zwei Tage später ab, vergrub sich im Nordseeland von Niebl und entdeckte dort ohne Tanzrhythmen und ohne Wünschelrutengang die dunkle feine Magdalene, die seine so lustige Augen hatte wie Vilo, zu der aber seine allerehrlichsten Worte hinfliegen durften wie Tauben zum heimatischen Schlag.

Nach zwei Wochen erhielten Robert und Elfe ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort: „Wie ist das gesehen?“ wollten die Verblüfften wissen.

Er telegraphierte abermals: Seine Frau muß man finden, nicht jagen. Euer Ferdinand.

# „Sie hat's erreicht!“

Von Werner Delfers

Im Refektor des Kurhauses saßen die Leute still und grübelnd, die Gedanken an das schlechte Wetter verloren. Von einem Tisch, an dem ein halbes Dutzend Herren Karten spielten, plätkte in kurzen Abständen eine nur halb gebildete Kachalve in die Halle. Einer hatte dann einen Witz gemacht. Ihr Vorrat an Wägen schien unerlässlich zu sein. Die Witze, so schien es, mußten über die Dürftigkeit des Landregens hinweghelfen.

Ein nicht mehr ganz junger Mann, der allein in einer Ecke saß, ärgerte sich darüber. Zwar sagte er sich, daß sein Älger vielleicht nur daher komme, daß er selber an den Wägen nicht teilhatte. Doch mochte er kommen, woher er wollte: das dumme Lachen war ungehörig, albern und höflich.

Den anderen schien der einsame Mann ein wenig albern. Oder sollte er zur Kur gekommen sein, um mit erstem Gedächtnis grübeln in den Gedanken zu sitzen? Auch schien er ein wenig erregt, obgleich nichts zu sehen war, was ihn hätte erregen können.

Wenn die Tür, hinter deren Glascheiben der Aufzug

gepenstlich auf und nieder schwebte, mit leisem Geräusch aufging, wandte er den Kopf, um danach wieder mit grüblerischem Ausdruck vor sich hin zu starren. Dann plätkte wohl eine neue Kachalve vom Tisch der Spieler und ließ ihn mit kaum verhaltenem Älger hinübersehen.

Als schließlich nach langer Weile die Erwartete eintrat, änderte sich sein Gesicht. Wenn es auch nach wie vor verflohen blieb und eine kleine Unzufriedenheit nicht daraus weichen wollte, so verriet doch der Blick und eine verlegene Gebärde der Hand die innere Bewegung. Scheinbar uninteressiert, beobachtete er das Mädchen, das zwischen den aufstehenden Gästen hindurch einem Fensterplatz zuging.

Obwohl sie von stattlicher Figur und ihr Gesicht von eigentümlich reizvoller Herbeheit war, schien sie selbst verkrampft und unsicher. Zudem war aber diese Unsicherheit gewaltig zu unterdrücken, wirkte sie nicht und „gemacht“, aber auch auf geheime Weise bemitleidenswert. Das Unrecht schien von der fomiischen Art älter werdender Jungfrauen, deren Wesen zu laut ist, als daß es die Wägen des Herzens verbergen könnte. Aber war sie nicht jung? Wäre sie, ohne den „Krampl“ ihres Auftretens, nicht anzusehen und liebenswert? Der junge Mann ärgerte sich über sie. Er hatte Lust, aufzustehen und sie zu fragen: Wozu das Theater?

Da plätkte vom Statisch eine neue, nur halb gebildete Kachalve in die schweigende Halle. Das Mädchen, das seinen Platz neben erreicht hatte, hob betroffen den Kopf und sah hinüber. Eine kleine Niebl löste ihr Gesicht, und ihre Augen blickten hilflos.

Das unheimliche Verhalten der Esabridier wurde nachgerade aufreizend. Wüßte man nicht annehmen, daß sie über die Fingerretene gewöhelt hatten? Nein, das glaubte nicht einmal der einsame Mann. Doch das Mädchen schien es zu glauben. Sogleich wandte er ihr sein Mitgefühl zu und er spürte einen heiligen Eifer, auf-

zusehen und der lärmenden Gesellschaft seine Meinung zu sagen. Doch bewang er sich und ließ es sein Mitgefühl. Das Mädchen hatte jetzt eine Reizuna angenommen und blätierte darin.

Nach einer Weile schwebte auf lautlosen Sohlen das Telephonrädchen durch die Halle, aerobeweg zu der Einsamen. Natürlich dachte der junge Mann. Jeden Tag ließ sie sich aus Telephon rufen, jeden Tag war es dasselbe Gehe, dieselbe unnatürliche Betriebsamkeit.

Wieder ging sie auf ihre selbst verkrampfte, mittel-erregende, im ganzen traurige Art zwischen den Tischen durch, von denen die Leute die Köpfe hoben. Man konnte ihnen ansehen, daß sie alle dasselbe dachten.

Der Gedanke, daß sie alle Abfälliges über das Mädchen dachten, machte den Mann traurig und ergrimmt. Wer gab ihnen das Recht, über das Mädchen zu urteilen? Er fand auf und ging hinaus in den Regen. Die Gedanken an das Mädchen aber gingen mit, ob er wollte oder nicht, ihn selbst bedrückend.

Um ein wenig Zerstreuung zu suchen, fuhr er am nächsten Mittag mit dem Kurwagen in die Kreisstadt. Wenige Augenblicke vor der Wäher lag ein zweiter Fahrpaß ein. Es war ein Mädchen.

Für Sekunden verließ ihn seine gewohnte Sicherheit; er fühlte, wie ihm das Blut zum Kopf dränate. Mit der knappen Verneigung derer, die auf Abstand Wert legen, erwiderte er den Gruß der Eintretenden, die, kaum, daß sie Platz genommen hatte, ihr Gesicht zum Wagenfenster wandte. Dabei bemerkte er wiederholt ihre Schen und Unstetigkeit, die Fahrgäste eines Wagens, dem Stille und Gemächlichkeit fremd schienen. Was sie wieder einmal unterwegs und in „Vertrieb“ war, daß sie die lauten Lockungen der Stadt der Ruhe es Kuraufenthalts vorzog, vervollständigte nur ihr Bild.

Doch was ging ihn das alles an? Was kümmernte er sich um sie, die ihn doch keineswegs behelligte? Gab es nicht Tausende, die ihm viel mehr hätten „auf die Perren gehen“ können, ohne daß sie ihm mehr als ein Wächeln abnötigten? Er war ärgerlich über sich selbst und nahm sich vor, seine Gedanken endlich von der Fremden zu lösen.

Doch immer wieder kehrten sie zu ihr zurück, so sehr er sich auch wehrte. Wäre es ihm nicht lächerlich und ein wenig feige erschienen, er hätte am Abend den Kurwagen gemieden. Er hatte eine eigentümliche Angst davor, sie wiederzusehen.

Als er zur festgesetzten Stunde an der Haltestelle war, fand er sie schon wartend. Er grüßte wieder mit zurückhaltender Korrektheit und hüllte sich ein wenig abseits. Sogleich bemerkte er, daß sie verändert war. Immer wieder sah er verflohen zu ihr hinüber: ihr herbes Gesicht war klar und hell, die Augen blickten ruhig und verflohen, ihre Gebärden waren sicher und bestimmt. Ein glückliches Erkennen ergriff ihn, da er sie so sah, und es fiel ihm ein, daß er sie in Gedanken schon immer so gesehen hatte. So hatte er sie gewöhnt.

Nachdem sie eine Weile schweigend gefahren waren, durchbrach er mit einiger Ueberwindung die Mauer, die zwischen ihnen errichtet war.

„Sie hatten heute einen glücklichen Tag?“ fragte er, nicht ohne Befangenheit.

„Oh, einen sehr glücklichen!“ antwortete sie und wandte ihm voll ihr strahlendes Gesicht zu. Er mußte nämlich wissen, daß ihre Mutter, kaum wären sie nach weiter Reise zur Kur gekommen, von einem alten Nierenleiden so heftig befallen worden wäre, daß sie hätte ins Krankenhaus geschickt werden müssen, wo eine sehr plötzliche und sehr schwierige Operation notwendig geworden wäre. So hätte sie, die Tochter, täglich in die Stadt fahren und immerfort mit dem Spital in Verbindung bleiben müssen. Doch nun sei, seit heute, die Mutter außer Gefahr, es sei überstanden. —

Seitdem sah man die beiden immer zusammen. Immer. In der Wandelhalle des Kurhauses aber hinteren einander die Gewatterinnen: „Sie hat's erreicht!“

# Fahrt ins Blaue

Erlebnis eines reiseflustigen Pechvogels / Von Hans Otto Henel

Seit der Krieg den Gastwirt Lobetanz kreuz und quer durch das Reich hat rollen lassen, von der Ostfront nach der Westfront, vom Norden nach dem Süden — seitdem hat der Lobetanz seine Besuche in Döbelwitz nennenswerter nicht verlassen. Es mußte ihm genügen, wenn er auf dem Fahrrad seine Besuche in der Umgegend erledigt. Sonntags aber kommen die Städte zu ihm hinaus, denn die Besuche in Döbelwitz, weil sie alle Wege mit gutem Frunk und herzhaftem Essen laßt.

Ja, die Welt kommt zum Lobetanz, und deshalb hat er sie nicht gelacht. Vielleicht wäre er bis zu der letzten großen Reise, die seinem erpart bleibt, kaum auf den Gedanken verfallen, sich noch einmal andre Luft um die Nase wehen zu lassen. Doch hat man da jetzt eine neue Art des Reisens erfunden, die mit Geheimnis und Ueberraschung lockt, die Fahrt ins Blaue — und die verführte auch den alten Dachs Lobetanz. Er wollte gern noch einmal aus dem Bau kriechen. Wieder einmal weg von daheim, Neues, Fremdes, Unbekanntes erwartend, dabei vertrauensvoll hingebend an die Schicksalsfügung unserer Bahnverwaltung — Lobetanz wollte das auskosten.

Von dem winzigen Haltepunkt Döbelwitz aus verankaltet die Reichsbahn natürlich keine Fahrten ins Blaue. Darum radelte Lobetanz eines Sonntagmorgens im Morgenrot nach der Kreisstadt. Das sind zwanzig Kilometer, und es strengt an. Aber ein Mann wie Lobetanz gleicht das aus. Als er sein Fahrrad in der Aufmerksamkeitsstelle des Bahnhofs untergestellt hatte, stärkte er sich mit einem gediegenen Frühstück, zu dem einige Biere und ein Schnäpschen nicht fehlten, und dann fand er schließlich einen behaglichen Platz in dem Zuge, der ihn weit weg vom Alltags führen sollte, in das unbekannte Wunderland, mitten hinein ins Blaue.

Nachfahr und Frühstück hatten ihn etwas ermüdet. Schläfrig schloß er die Augen zu einem Nickerden, wie er sich vornahm. Doch wurde unter dem einformigen Rummern des ohne Aufenthalt fahrenden Zuges schnell ein ordentlicher Schlaf daraus mit Kopfhängen und Schnarchen. Er spürte das erst, als der Haltepunkt des Zuges ihn wecken und Schaffnerstimmen laut verkündeten: „Zielpunkt Döbelwitz!“

Erst glaubte er noch zu träumen, aber als er die Augen weit aufschloß, da fand drüben wirklich seine Besuche, und schon trübten die Aussteigenden darauf zu. Auch Lobetanz stieg aus.

Frau Lobetanz, die verzagt sich allein dem unvorhergesehenen Ansturm gegenüber glaubte, strahlte ihren Mann an, als er unter den Herindrängenden auftauchte. Er aber eilte wortlos an den Ausstiegsort, die Güte zu befrichtigen. Und trotz der Arbeit lächelte er, denn diese Fahrt ins Blaue war zwar mißglückt, aber sie füllte seinen Beutel.

# Badische Schnurren

Der will Geld!

Der Bäckermeister S. in E. hatte neben einem Pfundäcker und den dadurch d. h. durch dessen Stellung hervorgerufenen Mangel an Kleingeld auch einen Hund, der seinen Herrn allernach begleitete. Sie verstanden sich blendend die beiden und mehrmals schon hatte der treue Boy seinen Herrn an der Feine hinter sich auf richtigen Wegen durch die nächtliche Landschaft nach Hause begleitet.

Die Treue ging sogar so weit, daß sich kein Gläubiger dem Herrn nähern durfte, ohne Gefahr zu laufen, mit Botschaft Bekanntschaft zu machen. Tatsache ist, daß der feis bedrängte S. nur zu Häkern brauchte „der will Geld“ und schon stand der Hund in Angriffspole.

Als Boy einmal bei einer Vorführung für Gebrauchsgunde gegenüber dem mächtigsten Verbrecher verlor, genigte das Stichwort seines Herrn „der will Geld“ was eine stramme Attacke zur Folge hatte, so daß im Handumdrehen aus dem vorher kaum interessierten Boy ein

„vorzüglich“ bewerteter Schutzhund wurde.

Rehmesefich's grad raus!

Da lebte in E. ein Volkermeister Sch. der seit Lebens sparen und schufte mußte, um durchzukommen, bis er eines Tages in einer Lotterie den Haupttreffer gewann und ihm „ungezählte“ Tausender auf den Tisch des Hauses flogen. Das stieg ihm mächtig in den Kopf!

Er ließ sich eine neue Werkstätte mit moderner Einrichtung hinstellen, benutzte die Lieferanten und Vertreter und bestellte „nach Noten“.

Bei einem Kauf der gute Mann bog so viel Seegras, daß er sich genötigt sah, eine große Scheune zu bauen, um es unterzubringen. Um es kurz zu machen, in wenigen Jahren war Sch. ärmer als vordem, denn nun hatte er auch noch Schulden dazu.

Solange er Geld hatte, war sein größter Zug die Wroßzügigkeit und davon sei kurz nur folgendes berichtet. In seiner Werkstätte hielt er sich eine Schublade in der Geld aller Art greifbar war, kam nun ein Vie-

ferant oder dessen Vertreter mit der Rechnung, so schritt Sch. mit ihm zur Tode, zog diese heraus und sagte in der Pose des Mannes der sich solches leisten kann: „Vielleicht nehme ich sie's grad raus.“

Wenn er das, was ihm bei solchen Gelegenheiten „gemacht“ wurde auf seine alten Tage gehabt hätte, wäre es ihm gut gegangen. So aber starb er inummer und Sorgen, verlor von Freunden, Bekannten und insbesondere von denen, „ihren“ Erbteil betrogenen Verwandten.

Ich hol mein Frieder!

In W. war Landwirtschafts-Ausstellung mit Tierprämierung. Auf dem Weg dorthin begegnete mein Gastgeber einem Bekannten, der auf die Frage, warum er so renne, antwortet: „Ich muß schnell heim um sol mein Frieder, ich fenn einseitiger Bod da.“

Frieder war, wie ich erfuhr, des Nachbarn Ziegenbock, der in — Ermangelung eines Weibers — tatsächlich mit dem 1. Preis ausgezeichnet wurde. Das „Deem'auße“ hatte sich also gelohnt. S. M. — C.



Ratgeber für die Wintermode

Der Deutsche Verlag, Berlin, macht uns diesen Monat mit drei Hefen bekannt, die uns die neue Wintermode vorführen. Es sind dies die beiden großen Herbst- und Winterabende, das eine „Für Wädel und Wägen“ (Preis 30 Pf.) mit großem Ultra-Schnittbogen, und das andere für „Damen und Mädchen“ (Preis 1.50 RM.) bestehend aus großem Ultra-Schnittbogen, das erstere bringt zahlreiche einflussreiche Modelle von Mänteln, Kleidern, Blößen und vielem anderen für 3-14jährige und eine reizende Säuglingsausstattung. Einen umfangreichen und vielseitigen Überblick über die Damenwintermode gibt uns das zweite Heft. Es zeigt neben herrlichen und eleganten Mänteln und Kostümen für jede Tageszeit, das große Abendkleid ist ebenso berücksichtigt wie das einfache und doch gut aussehende Kostüm, das die selbstbewusstere Hausfrau mit Hilfe der überflüssigen Ultra-Schnitte für sich anfertigen kann.

Die uns schon bekannte und liebgewordene „Neue Modenwelt“ aus dem gleichen Verlag (Preis 30 Pf.) hatet ihre Wintermode in dem als „erstes Herbstmodenheft“ erschienenen Septemberheft. Wir finden neben einer reichhaltigen Auswahl an Kleidern, Kostümen und Mantelmodellen wieder manchen Karikatur in modernen Dingen, den wir vor allem bei der Wahl von Zusammenstellungen der Farben brauchen können. Denn das ist ein besonderes Merkmal der Wintermode, daß sie die zu Beginn des herangehenden Frühjahrs eingeflangene Linie der harten Betonung der Farbigeit und der neuartigen farblichen Kombination fortsetzt.

Auch die Handarbeit? Auch sie kommt in dieser Wintermode wieder zu ihrem vollen Recht. Der selbstgefertigte Pullover, sei es in Strick- oder Häkelarbeit, erfreut sich auch weiterhin größter Beliebtheit. Und noch mehr als bisher tritt das gestricke und gehäkelte Kleid in den Vordergrund. Es ist uns für die kalte Jahreszeit ein kaum zu entbehrendes Kleidungsstück geworden und auch für den Uebergang können wir es nicht minnen, weil es uns noch für kurze Zeit gestattet, auf den Mantel zu verzichten. Das ist der Fall, wenn es sich um ein Strickkleid (Preis 1 RM.) zeigt eine große Anzahl überaus hübscher Kleider und Pullover. Dazu bringt es instruktive und ausführliche Arbeitsbeschreibungen und Schnittzeichnungen, die es ermöglichen, zuverlässig danach zu arbeiten.

Stricken in einer ganz anderen Art, als reine Handarbeit — darum sehr schnell und überflüssig — angebracht, sehen wir in einem anderen gleichfalls bei Bobach erschienenen Heft „Rundstricken“, das die Anwendung dieser Technik an zahlreichen, leicht nachzubereitenden Entwürfen von Decken, Strümpfen und Ärmeln zeigt.

Kleine Winke für den Haushalt

Haarbürsten lassen sich am besten mit heißer, trockener Seife reinigen, die man in die Borsten reibt. Am nächsten Tag braucht man die Bürste nur wieder auszuwaschen. Wertvolle Wäsche, bei der das Gewebe nicht zerbricht ist, reibt man mit Wasser ab, bis die verbleibenden Stellen wieder hell sind. Später wird mit Wasser nachgespült.

Der ehrbare Hentelkorb hilft sparen

Von der Kunst des Einwickelns — Papier sparen

Wir finden es unangenehm, sollten wir etwa unser Päckchen in Zeitungspapier einpacken. Auch wenn ein Metzger einen großen Braten nur in ein winziges Pergamentpapier einwickeln will, darf man mit gutem Gewissen protestieren, trotz aller Mahnung zur Materialersparnis. Es braucht hier nicht erörtert zu werden, warum es unangenehm ist, a. B. Text und Bild aus einer Tageszeitung als „Abziehbild“ am Braten vorzufinden. Wenn wir gezwungen sind, unsere eingekaufte Butter in die Altien- oder Handtasche zu stecken, dürfen und sollen wir auch eine einwandfreie und ausreichende Verpackung verlangen.

„Eine ausreichende Verpackung“ stellen aber heute beispielsweise sämtliche von der Industrie in Markenpackung gelieferten Artikel dar. Es ist deshalb unbillig, daß wir uns, wenn wir zum Geschäftsmann kommen, Packerlosenspakete, solche mit Tee und Kakao, Backmittel oder Suppenwürfel noch extra bezahlen lassen.

Vielmehr möchten wir hinweisen auf das viele schöne weiche und reiche Papier, in dem sich so oft die Pakete von Bohnerwachs, Kornkaffee, Salz und Scherenspulver, ferner verpackt wie geheimnisvolle Gebirgspakete auf unserer Küchentische ausbreiten, wenn wir das Salz oder die Einkaufsstücke auspacken. Kostlose Hände zerfüllen in wenigen Minuten das raffinierte Chaos, sparame glätten es und bewahren es auf, bis — nun ja, man hat im Privatgebrauch nicht immer so viel einzupacken. Für das Päckchen ist das meiste von diesem Papier doch nicht durchwegs geeignet, so bleibt das Papier gefaltet und liegt, bis es beim Großreinemachen als verschmutztes, unordentliches Saufen zum Müll kommt.

Wohl, auch das Altmaterial wird wieder verwendet, aber ist es nicht besser, Neues sparsam zu verbrauchen?

Es liegt gewiß ein Reiz darin, Menschen zu begegnen, die mit vielen kleinen, hübschen Paketen beladen sind. Wenn wir sie selber tragen, ist der Reiz viel geringer, die Schürze schneiden in die Finger oder die guten Handschuhe, die Hände muß man frampfen an den Körper pressen und es ist in solchem Zustand fast unmöglich, sich die Nase zu putzen, oder eine Zahnbürste zu lösen. In solchem Zustand erinnern wir uns wohl reuevoll, daß auf Hause in einem Winkel ein guter, ehrbarer Hentelkorb hängt. Wie bequem wäre der nun zu tragen! Was

kann man dem nicht alles aufladen! Zugegeben, er hat eine etwas ungeschickte Figur und kann nicht überallhin mitgenommen werden. (Zuweilen ist uns mit dem schlanken Stofftrockner besser gedient.) Der Hentelkorb aber — selbst mit einem reinen Papier ausgelegt — tut uns beim Gang zum nahen Kaufmann, Bäcker, Gemüsehändler und Metzger vortreffliche Dienste und hilft viel Einwickelpapier sparen, zumal er selbst leicht rein zu halten ist und auch unsere Kleidung sorgfältig bewahrt vor zu naher Berührung mit Schmierseife, Geleebelegung und Zimburger Käse.

Der Kaufmann aber wird es uns durch zuvorkommende Bedienung entgehen lassen, wenn wir an seinen Borral von Verpackungsmaterial keine unbilligen und unzeitgemäßen Ansprüche stellen.

Sebe-Charlotte Geiger.

Das liest die Frau:

Wie sag ich's meiner Mutter?

Unser Zeit des Fortschritts hat auch auf dem Gebiete der Gesundheitspflege viel Neues und Beachtenswertes gebracht. Das uns Frauen und Mütter vor allem die neuzeitliche Pflege des Säuglings interessiert, ist selbstverständlich. Eine kleine Schrift „Wie sag ich's meiner Mutter?“, bringt uns die Wünsche des Kleinsten nahe. Troden und gemüthlich und nicht allzu praktisch möchte es sein werden. Und die liebe Mutter soll sich nicht zu viel Mühe machen müssen mit Waschen und Wäben. Einfache Kleidung soll warm geben, und man soll nach Herzenslust strampeln können. Wie wir seine Wünsche erfüllen können, darüber belehrt uns das kleine Heft, das schon ausgestellt und in allen Vorkäufen auch billig ist. Es kostet nur 40 Pf. und erscheint im Verlag „Kleine Kinder“ in Sindeln.

Der gleiche Verlag gibt auch eine Monatschrift „Kleine Kinder“ heraus. Das Heft, das uns vorliegt, bringt Aufsätze und kleine hübsche erzieherische Art. Manches wird darin einer Mutter zu denken geben, so der erste Aufsatz, der vom Verweilen in der Sandkiste handelt, und der davon erzählt, wie wesentlich die Sandkiste das Kind in seiner körperlichen und geistigen Entwicklung beeinflusst. Das wir immer wieder uns selbst erziehen müssen, um andere erziehen zu können, sehen wir an kleinen Beispielen. Profitlose Warte für Ernährer, Spiel und frohe Stunden und ein Fragekasten vervollständigen die kleine Zeitschrift.

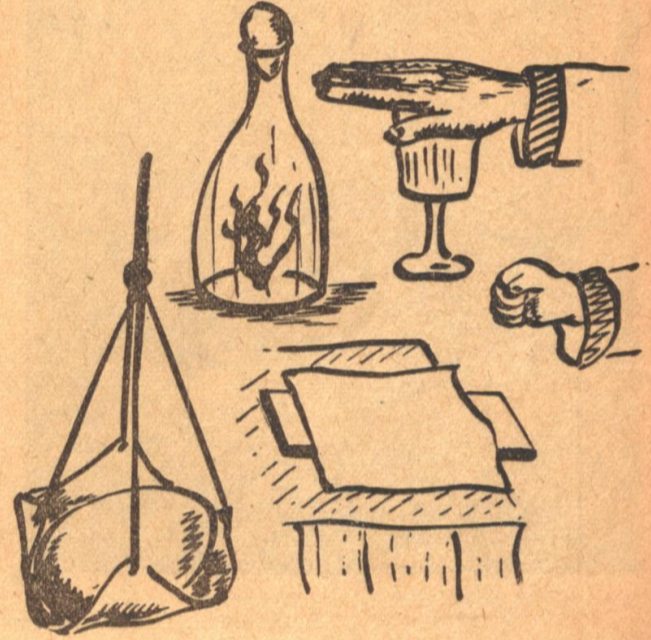
R. Götter.



Allelei Zauberkünste für Kinder

Die Anrufung unseres Zaubermeyers ist sehr einfach. Ein hoher, hoher Turm aus farbigem Karton, eine papierenes Haiskrone und Mutters meierisches Morgenrock. Das ist alles. Doch nein! — Der Zauberkorb darf nicht vergessen werden.

Eigentlich verrät ein richtiger Zaubermeyer seine Geheimnisse nicht gern; aber heute wollen wir ihm doch einmal ein bißchen in die Karten gucken. Wir fangen deshalb auch mit dem allgemein beliebten Kartenkunststück an, eine gezeichnete Karte aus einem ganzen Spiel herauszufinden. Ihr habt vorher ein Spiel Karten so eingeteilt, daß ein Zaubrer alle roten, der andere alle schwarzen Karten enthielt. Während ihr nun eure Zuschauer mit einer kleinen Schere, indem ihr euch darauf legt oder ihn zwischen den Fingern festhaltet, aus dem anderen laßt ihr, eure Rede nicht unterbrechend eine Karte zeigen, zeigt sie allen, ohne daß ihr sie euch selbst anseht, indem ihr sie reibend abnehmt laßt.



Während dies geschieht, vertauscht ihr die beiden Pakete, und laßt die vom Publikum bezeichene Karte nun in das andere hineinrutschen. Es ist dann für den Zaubrer ein leichtes, die richtige Karte zu finden, weil sie ja eine andere Farbe hat.

Et die Leichtgläubigkeit und Geschwindigkeit mit der ihr eure Zuschauer zu täuschen versteht, ist schon ganz erstaunlich. Da wird das zweite Kunststück schon keine Schwierigkeiten mehr machen. Ihr öffnet eine kleine Walnuss an einem Ende etwas, so daß es leicht ist, dort ein wenig Haut vom Finger einzufassen. Oh Wunder! Die Haut hängt frei vom Finger! Und während ihr darauf die Haut knat, laßt ihr langsam und leise, daß ihr jetzt etwas zeigt, das nie jemand vorher sah und nie jemand nachher sehen wird. — Dann öffnet ihr die Haut und es ist ein — Nachdem ihr eure Zuschauer so erzaubert habt, wird sich ein Sturm der Entrüstung erheben, den ihr jedoch erhaben lächelnd über euch hinweggehen laßt.

Dann füllt ihr ein Glas fast bis zum Rande mit Wasser und legt die Handfläche auf dasselbe, während die vier Finger in einem rechten Winkel nach unten gebogen sind. Wenn ihr nun, indem die Handfläche fortwährend auf dem Rand des Glases ruht, langsam die vier Finger hebt, so daß die ganze Hand gehoben ist, bildet ihr unter der Hand einen luftleeren Raum, der hinreichend ist, das Gewicht des Glases zu überwinden, so daß das Glas mit in die Höhe folgt, wenn ihr die Hand hebt. — Diesmal sind nun aber sicher alle wirklich verblüfft.

„Wah! das ist doch nichts Neues, das kennen wir bereits“, höre ich einige von euch rufen. Gut! Dann will ich euch etwas anderes zeigen: Wer bringt ein Ei in eine enghalsige Flasche? — Na, da ruht ihr schon! und doch ist die Sache ganz einfach. Wirte die Mutter um ein fertiges Glas Ei, das ihr vorher von der letzten Schale befreit. Ihr stellt eure Flasche auf den Zaubertisch, murmelt beschwörend, ändert einen mäßig langen Papierstreifen an und werft ihn brennend in die Flasche, auf deren Mündung möglichst rasch das Ei mit der Spitze nach unten gesetzt wird. Was geschieht? — Ihr glaubt es kaum: Das Ei befindet sich nicht lange, sondern es wird lang und länger, spaziert durch den Hals, hinein in das Innere, um dort seine frühere Gestalt wieder anzunehmen. Sozusagen — Pofus — Eimi — Sala — Bim!

Doch, das ist noch gar nichts. Die nun folgende Zauberei wird euch noch mehr überraschen. Ich befestige an den vier Winkeln eines handtellergroßen Rouffenschnittes Fäden, die in einem zusammenlaufen, trünke das Ganze in harter Kochsalzlösung, lasse es dann trocknen und lege auf diese feine Hängematte ein ausgebleichtes Ei. Wird nun das nur getrocknete Gewebe samt den Fäden angezündet, so bleibt das Ei in der Hängematte hängen, das heißt vorausgesetzt, daß ihr das Experiment sehr sorgfältig ausführt.

Der Schlusshauber muß besonders eindrucksvoll sein. Der Zaubrer nimmt ein Bretchen von etwa 15 Ztm. Breite und 80 Ztm. Länge und legt dieses so auf den Tisch, daß ein Stück über den Tischrand reicht. Dann schlägt er mit der Faust auf das freie Ende. Das Bretchen fährt in die Höhe und macht dabei einen artigen Purzelbaum. Ein Zuschauer wird nun aufgefordert, dasselbe zu tun. Er schlägt auch zu und sieht: Das Bretchen hüpf und macht einen zweiten Purzelbaum.

„Nanu!“ ruft er emvört, „das ist doch keine Zauberei.“ Nun wohl, mein Sohn!“ antwortet gelassen der Zaubermeyer, „siehe nicht an deinen Platz zurück, ich will dir mit Hilfe des Heiligen Eimi — Sala — Bim das Bretchen so zaubern, daß du es nicht vom Tisch hängen kannst.“ Er nimmt einen großen Bogen weißes Papier, bedeckt damit das Bretchen, fährt mit der Hand nach darüber, spricht Zaubermorte, während er sich tief nach allen Himmelsrichtungen verneigt, und fordert dann den Mann auf, den Faustschlag zu wiederholen. — Der Mann schlägt zu und — oh Schreck! Das Bretchen fällt auf dem Tisch fort, als hätte eine Zentnerlast darauf. Text und Beschnitten von E. Beinmann

Gisel muß ins Krankenhaus

Kinder im Krankenhaus — Angst vor dem Arzt — Richtige Erziehung im Elternhaus

Mit der Notwendigkeit einer Krankenhausbehandlung ihrer Kinder muß jede Mutter von früh auf rechnen. Eine Erziehung, die das Kind für alle Möglichkeiten des Lebens rühen soll, darf deshalb diesen so wichtigen Punkt auch bei dem geündeten Kindes nicht außer acht lassen.

Die Schwestern der Kinderkationen wissen von vielerlei Nimmernissen, die manchen ihrer Pflegebefohlenen — je nach Veranlagung und Erziehung — die ersten Krankentage erleichtern. Die rechte Fiebermessung, ein Einlauf (vielleicht der erste in dem kleinen Leben), das Verziehen eines Gefäßstems in Gegenwart der Schwester und anderer Kinder sind vermeintliche Katastrophen, die auf das oft unvorbereitete Kind herabdrücken, besonders aber läßt die Furcht vor dem Arzt und seinen notwen-

digen Eingriffen manche Kinder innerlich nicht zur Ruhe kommen. Das alles hätte vermieden werden können, wenn die Mutter das Kind vor seiner Entlieferung ins Krankenhaus in ruhigen, die Selbstverträglichkeit betonenden Worten auf alles Nötige vorbereitet hätte. Dadurch wäre ihm die zum Gesundungsprozess so notwendige Gelassenheit und Sicherheit gegeben worden.

Man muß das Kind gewöhnen

Von seinen ersten Schrammen und Beulen an müssen wir das Kind lehren, die Jähne zusammenzubeißen und Schmerzen geduldig zu ertragen. Die Kraft zur Selbstüberwindung muß auf jede Weise in ihm gekräftigt werden; bei Unpäßlichkeiten und kleinen Verletzungen, die wohl

den meisten Kindern nicht erspart bleiben, muß der Wille geweckt werden, alles zur raschen Heilung Notwendige ertragen zu können. Unangenehme Medizin muß geschluckt werden, ohne viel Aufhebens davon zu machen.

Alle die Verrichtungen, die bei einer Krankenhausbehandlung des unvorbereiteten Kindes soviel Angst und hilflose Weh auslösen, sollte man von früher Jugend an üben. Eine Darmmessung der Temperatur wird dem Kinde so zur selbstverständlichen Pflegeleistung und ist überdies für die Mutter eine sichere Feststellung als jede andere Art der Fiebermessung. Das Kleinkind legt man beim Zahnarztbesuch immer wieder einmal zur Kontrolle und allmählichen Gewöhnung auf den Behandlungstisch und läßt ihm die Zähne nachsehen. Die Mutter soll dem Kinde in gefundener, ruhiger und warm in den Hals legen und es lehren, den Mund recht weit zu öffnen und die Zunge herunterzurücken. (Sie selber trägt sich dabei das Normalbild ein und wird dadurch um so eher instande sein, transtafte Veränderungen frühzeitig zu erkennen.) Dies alles, sowie gründliches Gurgeln, richtiges Naseputzen werden bald verträglich erlernt sein, da die Freude des Kindes an allem Neuen und sein Bestreben, es den Erwachsenen gleichzutun, den Bemühungen der Mutter entgegenkommen. Ebenso lernt es spielend den Namen seiner Gliedmaßen und Körpergegenden kennen und kann so Mutter und Arzt stets sagen, wo ihm etwas weh tut.

Vertrauen ist alles

Bei der Krankenhausbehandlung ist ein Hauptfaktor zur Genesung das gläubige Vertrauen zu Schwestern und Ärzten. Schon frühzeitig sollte die Mutter davon erzählen — möglichst unter Heranziehung von Beispielen aus des Kindes Bekanntschaft — wie man im Krankenhaus von lieben Schwestern so gut gepflegt wird, wie bald dort alle gefund werden, und wie vergnügt es unter den vielen Kranken Kindern zugeht.

Bei der Entlieferung ins Krankenhaus ergibt sich häufig die Frage: 3. Mütter oder Einzelzimmer? Bewußt ist es für eine Mutter nicht leicht, ihr krankes Kind solange nicht zu sehen, sich von seinem Betenden nicht selbst überzeugen zu können! Und so legen sich Eltern häufig schwer tragbare Opfer auf, um ein Einzelzimmer zu ermöglichen und somit ihr Kind häufig besuchen zu können. Aber dem Kind geschieht meistens kein Dienst damit, selbst wenn die Mutter erzieherisch wie pflegerisch noch so sehr auf der Höhe ist. In ihrer Abwesenheit liegt das Kind häufig allein und ist dauernd erfüllt von der Spannung und Erwartung auf möglichen Besuch oder entläßt, wenn er ausbleibt. Das Gefühl seiner Wichtigkeit und das Hinwachen in seine Krankheit heiser sich dabei leicht ins Anormal. Ein dem empfindendes Kind selbst auch unter den Bestürdungen und der Unsicherheit, die es bei den dauernden Betenden der ihm engverbundenen Erwachsenen durchführt und wird davon angeleitet und in seiner Genesung gehemmt.

Kinder unter Kindern

Kinder gehören unter Kinder, und das gilt in der Regel auch für die Kranken. Im Kinderaal kommt das Kind durch das reizvolle ungewohnte Leben gar nicht dazu, sich viel Gedanken über seine Krankheit zu machen, sich selber zu beobachten oder sich gar als etwas Besonderes zu fühlen. Eine kleine Vergnügung, daß Mutter erit am Sonntag zu Besuch kommen wird, ist so rasch, wie sie aufsteht, niedergekommen. Bei fremden Erwachsenen benimmt sich jedes Kind so gut wie möglich; wie erit, wenn sie in liebevoller Schwesternart um einen bemüht sind! Was ist denn auch schon ein bißchen Unbehelf oder härtere Schmerzen? Wie geht's doch dem kleinen Tapferen dort drüben soviel schlechter als einem selber! Unter dem Bewegwerden durch das Leiden anderer — etwas gänzlich Neues in vielen Kinderbetzen — erwachen Mitleiden und Kameradschaft in dem wenig einseligen Gemüthleben so mander Kinder. Für das „einzige“ Kind weisen sich die Wände des Kinderzimmers einer neuen Welt; es wird von keinem eigenen Ich erfüllt und geht mehr und mehr im Gemeinschaftsleben auf. Die Frühlichtigkeit des Besamens in dieser Atmosphäre zielbewußten Gefühnschwills wirkt sich auf den kleinen Patienten in günstiger Weise aus und beschleunigt die Heilung, so weit das nur möglich ist. Ueber all dies sollte sich eine Mutter in gefunden Tagen ihres Kindes klar werden und die Schlussfolgerungen daraus ziehen. Dann kann sie ihr Kind ohne Selbstmitleid ruhig den besten, verhältnismäßig Wächtern überlassen, wenn „Hilf ins Krankenhaus muß“.

Seima Finf.

Alte Kleider — neu gemacht

uns die alte Oberpartie unseres Vorjährlings nicht mehr, — vielleicht ist das Kleid auch schon schadhaft und unter den Armen zerplatzt, — schneidet die hübsche Schere es rittcherhafte ab und ein neu hinzugekaufter Stoff im hübschen Streifenmuster nimmt die Stelle des fortgefallenen alten ein. Sehr nett sieht es aus, wenn breite Patenteile mit eingefügten Tafeln verlängert auf den Rock greifen. Großer Kummer! Wir wollten ein älteres Kleid anziehen und merken, daß es uns zu eng geworden ist. Zum Glück bringt die neue Mode Kleider aus zweierlei Stoff in Längsteilung. Entweder verfähren wir das ganze Kleid und legen Streifen von einem zweiten Stoff überall zwischen, oder wir fügen nur vorn eine abweichende Mittelbahn ein. Das erstere wirkt länger und kann in zwei verschiedenen Farben ausgeführt werden. Das zweite ist mehr für frauliche Kleider gedacht, bei denen eine solche Erweiterung durch eine Mittelbahn lieber in der gleichen Farbe gemacht wird. Nun modern Sie nicht! Sie bekämen keinen gleichen Stoff nachgekauft. Das brauchen Sie nämlich auch nicht. Eine blante Seide steht hierfür viel besser aus. Und steht eine größere Festlichkeit im Ausicht, kann selbst ein Walkleid so verwandelt werden, daß niemand es wieder-erkennt.



Frauliches Prinzesskleid, Vorn Bahnen aus blanker Seide, Ultra-Schnitt K 8970.

Balkkleid aus hellblauer und weißer Seide mit schwarzen Samtschleifen, Ultra-Schnitt K 8904.



Dunkle Rockteile und zeretzte Oberpartie als modernes Kleid, Ultra-Schnitt K 8935.

Aus zwei Stoffen in Längsteilung zusammengesetztes Herbstkleid, Ultra-Schnitt K 8938.

Reizende rosa Schalgarantur an einem dunkelblauen Kleid, Ultra-Schnitt K 8987.

Die Schnitte sind zu erlangen: Schriftleitung „Der Führer“, Setre larat, Karlstraße, Rammstraße 1 b.



# Rhodi unter Rietburg

Ein ehemals badischer Ort in der Pfalz

Heute ganz unter Denkmalschutz

Das also ist der weifand badische Weinort mitten im Herzen der hügeligen Pfalz, am Fuße der waldreichen Haardtberge. Der Lebensinhalt der Leute ist dem Dorf-Städtchen ins Anlitze geschrieben: Arbeit um das flüssige Sonnengold, den Wein. In Kunzenstein und Steinbildern, an Kellerfenstern und Torbögen, an Giebeln und Schlußsteinen spricht es: hier herrscht der Wein.

Da sieht man nach der ersten Entdeckerfreude am Fenster eines niedrigen, langgestreckten Wirtshauses und schaut hinaus auf den Platz — vermutlich Marktplatz — der unter grauem Wolkenshimmel sonntag-vormittaglich schlummert. Das Pfälzerviertel gleitet, sanft geneigt, von uns weg zur Straße hin, die auch dieses Städtchen mit der großen Welt draußen verbindet. Die Häuser und Häuschen des Ortes stehen nicht in befohlener Ordnung, sie wenden sich ganz ungezwungen den verschiedensten Seiten zu, als hätten sie sich, vor Alter müde ge-



Mittelalterlicher Ziehbrunnen  
Aufnahmen: Geschwindner

worden, die beste Ruhelage ausgefucht. Auf den ersten Blick wollen sie ihr Alter, das einige Jahrhunderte umfließt, nicht verraten, dank der Pflege, die man ihnen augenscheinlich angedeihen läßt. Im wunderlichen Zierat, der über Stein- und Holzgefüge hingestreut ist, aber wird die Ruhe fund, mit der die Meister früherer Zeiten ihr Material behandeln konnten. In jenen Tagen und Wogen nistete Phantasie vergangener Jahrhunderte.

Ein altes schmiedeeisernes Wirtshausschild, mit langem Arm in das Grau des Ortes greifend, als wollte es die Gasse selbst heranziehen, wirkt seltsam geschwundener Schatt. Unser Wagen steht darunter, blinkender Anachronismus in dieser Umgebung mit dem Gemwand und dem Gehäben alter Zeit. Fremdartig sind diese Häuser überhaupt für den, der den Stil des alten steinernen Wirtshauses der Pfalz nicht kennt.

Der Ortschronist, wir hatten seiner als unser Führer durch die steinerne Vergangenheit, heißt Candidus, latinisierter Name, der so recht in das lebende Damals paßt. Feiner ist der Mann nicht zu erreichen, er ist heute Schankwirt auf der Rietburg, deren Ruine auf dem Hügel über dem Ort zwischen Bäumen ragt. Die Burg ist Eigentum der Gemeinde, eine Gesellschaft von Bürgern unterhält abwechselnd den sonntäglichen Schankbetrieb. Allmonatlich pilgert ein anderer mit Weib und Kind hinauf, tagsüber den müden Wander zu betreuen. Hierin steht noch ein Stück der Gastfreundschaft jener alten Zeiten, deren hier eben alles Ausdrück ist.

Den Ortschronisten haben wir also nicht getroffen, dafür begleitet uns der „Dorfschütz“ ein Stück Wegs. Der Mann mit dem braungegerbten Gesicht und den müden, schweren Schritten eines, der viel gesehen muß, weiß wohl in ganz groben Umrißen, daß da vieles, wenn nicht alles, uralt ist. Darauf ist er stolz und damit begnügt er sich auch. Er ist grundsätzlich bereit — ob aus Höflichkeit, oder weil es darauf nicht so genau ankomme, ist nicht ersichtlich — unsere Mutmaßungen über Alter und Bedeutung verschiedener Baulichkeiten zu bejahen. Wenn nachher Jahreszahlen und Inschriften an Torbögen und Hausgiebeln genau das Gegenteil beweisen, nickt er mit dem gleichen Ernst zustimmend mit dem Kopf.

Es will fast scheinen, als habe der Mann mit seinem nicht eben feinnüchtern aber immerhin sehr ergebenen Gehaben recht, als komme es gar nicht so sehr darauf an, die genaue Zeit des einzelnen Geschichts des Weinbaues. Jahrhunderte haben nicht vermocht, das einseitige Bild dieser Straßen zu zerstören. Im Gegenteil, sie haben in ihrem Fluß ein Ortsbild aus einem Guß geschaffen. Der Zweck hat alles überdauert, Menschen und Geschichtsläufe, der Weinbau, der bis heute Mittelpunkt und einzige Lebensbedingung hier ist. Ein Haus trägt die Jahreszahl 1627, ein Wirtshaus, das heute noch den Wohlstand seines Erbauers kündet. Da inmitten des Dreißigjährigen Krieges hier gebaut wurde, spricht nicht nur dafür, daß um das Baujahr Rhodi von den Kriegswirren verschont war, es beweist die Allmacht jenes Zwecks, der diesen Fleck in den Jahrhunderten erziehen und erblühen ließ.

Das Kirchlein mit dem schlanken gotischen Turm, er trägt neben prachtvollen Bildhauerarbeiten die Jahreszahl 1606, zeigt über dem Eingangportal die Erinnerung an die badische Zeit des Städtchens, das in Sandstein ausgebaute Wappen der Markgrafen von Baden-Durlach, mit den Wappenschildern der zehn Herrschaften der

Markgrafen. Auch einige Herrschaftshäuser, die einstmal von Beamten der Badener Fürken bewohnt waren, erinnern an jene Zeit, so das Geburtshaus des späteren badischen Staatsmannes Karl Friedrich Nebenius. Die zwei Jahrhunderte, nämlich von 1606 bis 1801, die Rhodi unter Rietburg zu Baden gehörte, bedeuten, so weiß der Chronist zu berichten, eine Zeit glücklichen Aufstieges. Offenbar, so berichtet der Chronist weiter, hat der Ort es seinem guten Wein zu verdanken, daß er einstmal zu Baden kam. Markgraf Ernst Friedrich nämlich soll diesen Tropfen so geschätzt haben, daß er Rhodi gegen Altensteig und Liebzell im Nagoldtal von Württemberg austauschte. Nun, die Rhodier Winger sollten diesen Tausch nicht beklagen. Es waren die Zeiten, da für das Fuder Traminer-Wein 700, 800, ja 1000 Gulden erlöb-



Das Baden-Durlachische Allianzwappen an der Kirche in Rhodi

wurden. Jenen Zeiten verdanken die meisten stolzen, behäbigen, Wohlstand verratenden Häuser ihre Entstehung.

Schon im Mittelalter trägt der Ort drei „Esel“, das sind Wirtsmesser, im Wappen. Diese Wappenzier tritt in verschiedenen Formen an den alten Häusern zutage, wie denn fast aller Stein- und Schnitzschmuck aus Dingen um den Weinbau besteht. Keines der steinernen Häuser



Typisch für die Winzerhäuser sind die steinernen Torbögen

mit den beiden Torbögen, dem großen und dem kleinen, der kleinere „Nadelöhr“ genannt, das nicht Zeichen des Küfer- oder Wirtsbetriebes trägt. Straßauf, straßab sehen sich die Häuserzeilen, die nur von einigen Patrizierhäusern unterbrochen werden, gleich, schwer hingebudt, als seien sie nur sichtbare Fortsetzung der Kellergewölbe, die unter ihnen die Erde durchziehen. Jahreszahlen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sind geradezu die Regel. Und man weiß nicht, wo beginnen, mit der unendlichen Vielfalt der steinernen Denkmäler. Gleich und gleich stehen sie nach fränkischer Sitte mit der Giebelseite nach der Straße, überall fliegt über die Steine das Geriesel reichen Schmucks. Jedes Haus ist lebende Geschichte des Weinbaues einer deutschen Landschaft. Auch mit seinen Einrichtungen, von denen man von der Straße aus nichts ahnt, weil sich der ganze landwirtschaftliche Betrieb hinter Mauern verborgen vollzieht, stellt es eine fortlaufende Schilderung deutscher

Wingergeschichte einiger Jahrhunderte dar. Da sitzen noch die schweren Balken uralter Pressen, da stehen all die alten Geräte, immer noch ihren Dienst verrichtend, so klobig sie auch aussehen mögen. Besonders Augenmerk gebührt auch den feineren Kellerfenstern und Schiebern, die ein typisches Merkmal des pfälzischen Wirtshauses sind. Auch sie entbehren nicht vielerlei Schmuckzeichen, die wiederum an den Wein erinnern.

Auf den Straßen Rhodis geht man durch Jahrhunderte, die Steine reden in Wort und Bild, erzählen eindringlich von Menschennot und Menschenleid, von guten und von schlechten Zeiten, von Hungersnot und reichen Ernten, vom Kommen und Gehen der Geschlechter. Kein Wunder also, daß der „Führer“ durch den Ort sämtliche Häuser, vom ersten bis zum letzten, als beachtenswertes Denkmal aufzählt, kein Wunder, daß sie jüngst reiflos unter Denkmalschutz gestellt wurden.

Hugo Büchler.

## Heringsfischerei in der Nordsee

In den Monaten Juli bis September zieht der Hering von dem hohen Norden nach seinen Laichplätzen in der Nordsee. Diese Blöße sind darum das Ziel der Fischer, die mit ihren kleinen, nieblühen Fahrzeugen von ca. 400 Tonnen in dieser Zeit nur der Heringsfischerei huldbigen. Nur in Wind, Wetter und Sturm erprobt und bewährte

Stunden der Ruhe Abwechslung finden und sich mit der Heimat verbinden kann. — Unter der Befahrung herrscht echter nationalsozialistischer Gemeinschaftsgeist. Einer für Alle, Alle für Einen. Aber nicht nur die Befahrung unter sich, auch den fremden Fischdampfern gegenüber handelt man nach dem Satz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“, indem man sich gegenseitig mittelteil, wo die besten Fangplätze liegen.

Der Hering wird in ca. 140 Meter Tiefe mit einem riesigen Grundnetz (ca. 35 Meter breit und 45 Meter lang) gefangen. Dieses riesige Netz wird mit großen Scheerbrettern auseinandergehalten. Die Bretter sind an einer ca. 2 1/2 Zentimeter dicken Stahltrosse, welche eine Länge von ca. 500 Meter hat, festgemacht. Im nördlichen Eismeer, wo in einer Tiefe von 300 Meter gefischt wird, wird die Stahltrosse auf ca. 950 Meter verlängert. Das Netz wird in voller Fahrt ausgefahren und schleppt dann ca. 300 Meter hinter dem Schiff her. Nach etwa 3 Stunden Schleppen wird das Netz durch riesige Netzwinden eingeholt. Da durch die Fahrt des Schiffes und das plötzliche Anziehen der Winden die Vorwärtsbewegung des Netzes ca. verdoppelt wird, wird der Hering, welcher sich in dem großen Vorneck aufhält, in das sackartige Ende des Netzes getrieben, von hier aus an Deck gehiebt und das Netz entleert. Der Hering wird jetzt an Deck gewaschen, ein Teil davon sofort in Fässer eingelassen und verpackfertig gemacht, der andere Teil in den Fischraum gebracht und vereist. Andere mitgefangene Fische (z. B. Kabeljau, Makrelen usw.) werden geschlachtet und ebenfalls vereist. Ein Fischdampfer führt ca. 6 Tonnen Salz und 50 Tonnen Eis mit sich. Bei guten Fängen hat der Decksmann

keinen leichten Stand, denn wenn alle Fische unter Deck gebracht sind, ist es Zeit, das Netz wieder einzuziehen. Ist der Fang schlecht, dann gibt es wohl gemüßlichere Arbeit aber wenig Verdienst, da jedermann prozentual am Fang beteiligt ist. Das Essen an Bord ist gut und reichlich, denn der Koch weiß, was er der Mannschaft schuldet, auch er



Ein guter Fang

Seeleute kann man zu der schweren, mühsamen Arbeit gebrauchen, denn es wird Tag und Nacht unter Anspannung aller Kräfte gearbeitet, um möglichst schnell eine gute Ladung frischer Fische nach Deutschland zu bringen. Solch ein Fischdampfer ist mit den modernsten Hilfsmitteln der Navigation ausgerüstet (Kompass, Echolot, Kurzwellen sender und -empfänger). Auch ein Radiocempfangsgerät für die Befahrung ist vorhanden, eine Stiftung der „N.S. Kraft durch Freude“, damit die Mannschaft in den wenigen



Der Fischdampfer läuft aus



Gefangen, gesalzen und in Fässer verpackt

ist am Verdienst beteiligt. Nach 10 Tagen geht es wieder nach dem Heimathafen zurück um die Fische möglichst frisch auf den Markt zu bringen. Nach jedem Fang wird das Deck gereinigt, aber bei der Heimreise ist ganz großes Reinemachen, nicht nur für das Schiff, sondern auch für die Mannschaft. Seife und Wasser werden in Tätigkeit, damit jeder Mann die wenigen Stunden bis zur nächsten Ankerstelle „landfein“ bei seinen Angehörigen verbringen kann.

Text und Photos: Willi Deutler.



# Die Kiste

Von Josef Hübner

Der Rohrwirt war dabei, im Hausplatz eine Kiste zuzunageln. Es kam der Schmiedbarthel.

„Kommst gerade recht, Barthel“, jagte der Rohrwirt.

„Wieso?“

„Kannst dir eine Mark verdienen, wenn du mir die Kiste zum Güterbahnhof trügst.“

Der Schmiedgehilfe war schlecht aufgelegt. „Ich pfeife auf deine Mark“, brummte er und ging in die Wirtsstube.

Da erschien der Weberlorenz.

„Magst dir eine Mark verdienen, Lorenz?“

„Das will ich meinen, Rohrwirt.“

„Dol dir einen Schubkarren und schaffe die Kiste zum Güterbahnhof!“

„Das brauche ich keinen Schubkarren“, meinte der Weberlorenz. „Der Schmiedbarthel, der im Gatzimmer hoch trägt sie mir gerne für eine Maß Bier hinunter.“

„Glaubst du —?“ grünte der Wirt.

„Bestimmt!“

„Da bist ich gespannt. Ich habe ihm nämlich genau so wie dir eine Mark versprochen. Er ist jedoch nicht darauf eingegangen.“

Der Weberlorenz schmunzelte. „Du kennst halt den Schmiedbarthel nicht, Rohrwirt. Aber ich weiß, wie man ihn behandeln muß.“ Damit betrat der Weberlorenz die Wirtsstube ohne den Gruß entboten zu haben, begar er: „Das ist überhaupt unmöglich!“

Der Schmiedbarthel hob den Kopf. „Was ist unmöglich?“

„Dass jemand die Kiste da draußen auf den Schultern fortträgt.“

Der Schmiedgehilfe lachte: „Das soll auch was sein?“

„Aber nicht bloß einige Schritte, Barthel.“ Der Schmied stand auf und wuchtete seine bärenhaften Arme. „Meinetwegen fünf Kilometer weit.“

Der Weberlorenz machte einen Satz herum: „Dhne Nebenabgaben.“

Der Schmied nickte.

„Ohne die Kiste einmal abzustellen?“

Der Schmiedbarthel wurde ungeduldig. „Wie weit also?“

„Sagen wir bis zur Steinfließerei.“ Die lag in unmittelbarer Nähe des Güterbahnhofs.

„Was gilt die Wette, Lorenz, daß ich die Kiste bis dorthin trage?“

„Wetten kann ich nicht, Barthel. Ich habe kein Geld.“

„In einer Maß Bier wird es langem.“ Damit waren sie einig. Der Schmiedbarthel lud sich die Kiste auf und der Weberlorenz schritt neben ihm her.

Etwa zwanzig Meter vor dem Güterbahnhof hinter der Schmiedbarthel den Rohrwirt hinter sich sprechen. Er drehte sich herum. Der Rohrwirt hatte ein Papier in der Hand — den Frachtbrief. Dem Schmiedgehilfen ging blühend ein Seitenhieb auf. Er warf die Kiste in den Straßengraben.

Der Weberlorenz meckerte: „Ich habe es ja gewußt...“

Der Schmiedbarthel zog auf. „Wenn du keine Watsche fangen willst, Lorenz, dann mußt du augenblicklich ruhig sein.“

Der Weberlorenz war still.

Der Schmied ließ die Kiste liegen und stief fluchend davon. Da sich der Weberlorenz nicht stark genug fühlte, die Kiste über die Straße zu tragen, tannete er ihm nach, um ihn wegen der Mark zur Umkehr zu bewegen.

Der Rohrwirt wartete aber nicht lange. „Jetzt kann ich mir die Mark selber verdienen“, lachte er dreckig und wälzte die Kiste zum Güterbahnhof.



„Du, Heinrich, ich glaube immer noch, daß wir beim Zurückfahren gegen irgendetwas gefahren sind!“

Der Dankbare

„Hat der Alte sich nicht gewalttätig gezeigt, als du ihn um die Hand seiner Tochter batest?“

„Ja — er hat mir beinahe den Arm ausgerenkt!“

„Als er dich hinauswarf?“

„Nein — als er mir die Hand schüttelte!“

## Unsere Bastel-Ecke

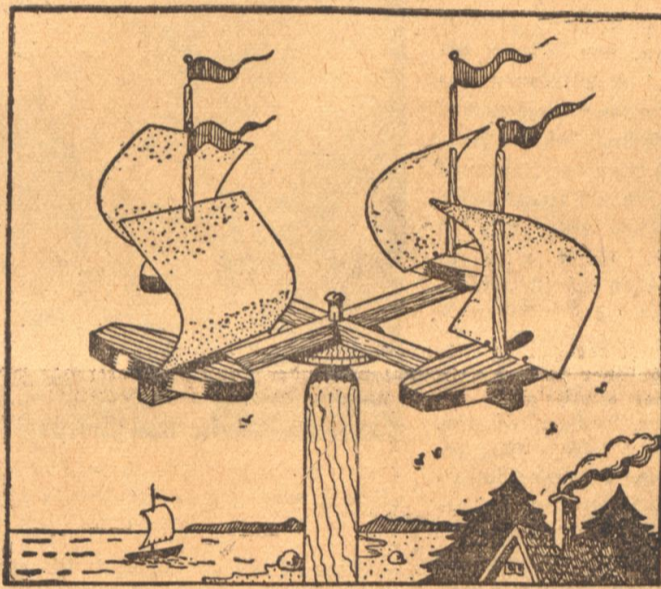
### Segelschiffwindrädchen

Haben eure Eltern ein Gartenhaus, ein Schreber- oder Wohnenhauschen, dann könnt ihr auf dem Dachgiebel ein feines Windrädchen anbringen, und zwar ein ganz eigenartiges, nämlich ein Segelschiffwindrädchen, dessen Windflügel die Form kleiner Segelboote haben. Mit der Herstellung der vier Ritzschablonen beginnen wir unter Bastelwerk. Jedes Schiffschiff besteht aus einem in Schiffsform ausgelegten, zentimeterstarken Bretchen, 10 Zentimeter lang und 4 Zentimeter breit; ferner aus einem 11 Zentimeter hohen und 6 Millimeter starken Mast und aus einem 12x8 Zentimeter großen Segel aus dünnem Weichblech. In die Mitte des Segeloberendes wird ein Loch gebohrt, hierauf das Segel auf die Mastspitze gesteckt, gekrümmt und der Unterrand auf dem Schiffsrümpf festgenagelt.

Die schärferen Konturen auf der Unterseite des Schiffsrumpfes runden wir mit Nadel und Feile sauber ab und streichen sodann die Schiffsseiten mit roter Lackfarbe, das Deck lassen wir naturfarben und lackieren es nur.

Sind die Schiffe fertig, dann basteln wir das Dreifachkreuz. Es besteht aus zwei 25 Zentimeter langen und 1 Zentimeter starken Drahtblechen, die genau in der Mitte rechtwinklig überlappend werden. Damit die Kreuzverbindungen besonders fest hält, nageln wir auf die Mitte des Kreuzes ein 5 Zentimeter starkes Sperrholzschiffchen von 6 Zentimeter Durchmesser, durchbohren sodann Kreuz und Schiffchen mit einem 5/8 Millimeter starken Spiralschrauber. In die Bohrung treiben wir als Räderbühnen ein 20 Millimeter langes Messingrädchen von 4 Millimeter Lichter

weite und nageln nun auf den Enden der Kreuzarme und senkrecht dazu die kleinen Segelboote fest. Dabei müssen wir darauf



achten, daß die bauchigen Seiten der Segel alle in der gleichen Drehrichtung liegen.

Das Kreuz wird mit Feinblech gefirnisset, die Maste versehen wir mit Wimpeln und nun können wir das Segelschiffwindrädchen auf dem Dachgiebel oder auf der Spitze einer hohen Stange montieren. Wir beschaffen uns einen langen Zimmermannsnagel, der sich in der Lagerbühne leicht dreht, runden die Stangenspitze halbkugelig ab und befestigen das Windrädchen mit dem Nagel auf der Stange. Zur Vermeidung der Reibung stecken wir unter dem Kreuz ein Wellblechschiffchen auf den Nagel und nun kann der Wind in die Segel blasen und das Schiffchen in Betrieb setzen.

## BRIEFMARKEN-ECKE

### Haben Markenaffinitäten philatelistischen Wert?

Diese Frage war schon in den früheren Jahrgängen innerhalb der Sammlerfreunde sehr umstritten. In dem weiteren Verlauf einer großartigen Entwicklung, die unsere Briefmarken, die Postwertzeichenkunde, bis zum heutigen Tage zu einer Popularität gelangten, von der wir uns im Augenblick noch kein genaues Bild machen können, verdrängt diese Frage nicht. Zu den Mängeln und Mißbräuchen, die sich einer gesunden Entwicklung der Philatelie bemühend in den Weg stellen und die vom moralischen Standpunkt aus die Briefmarkenfunde in einem sehr zweifelhaften Licht erscheinen lassen, gehören das Fälschungsumwesen und der Fälschungsdruck. Fälschungen sind nicht amtlich angeordnete Wiedergaben von Bild, Farbe, Papier, Schnitt und Färbung und müssen wörtlich als „Fälschungen“ bezeichnet werden. (Fälschung = fälschen) Viele Marken sind sehr selten und demgemäß so teuer, daß sie nur den wenigsten zugänglich sind. Auf dieser Basis entwickelte sich das Fälschungs- und Nachahmungs-Handel, der auf diese Weise zu erhalten. Dieser Grund ist jedoch hinlänglich. Wenn wir auf derartigen Werten weitergehen wollten, indem wir seltenen Marken Nachbildungen erzeugen, so würden wir bald auf dem Standpunkt angelangt sein, daß wir lediglich bunte Papierstücke sammeln, die auch nicht das

geringste Stück Kulturgeschichte des betreffenden Landes aufweisen.

Ebenso wenig Berechtigung aber hat das Fälschens in anderer Beziehung. Man sagt nämlich, es würde dem Sammler hierdurch ein Mittel an die Hand gegeben, mit dessen Hilfe er sich bei seltenen Marken vor Fälschungen (Fälschungen) sichern könne. Eine derartige Möglichkeit der Fälschungen ist, da sie doch nur Nachbildungen sind, die sich nicht immer mit dem Original völlig decken — gar nicht möglich. Wie leicht passiert es einem wenig bewanderten Sammler, durch das Fälschens gelehrt und getäuscht, das Original als falsch zu bezeichnen und zu seinem eigenen Schaden zurückzukehren.

Nun wird zwar zur Rettung der Fälschungen in Bezug auf ähnliche Sammelgegenstände angeführt, daß bei seltenen Marken der Autographen- oder Münzen-Sammler sehr gern mit Handschriftenaffinitäten bzw. Abbildungen der betreffenden Münzen fälschen nimmt. Doch dieser Vergleich hinkt. Es ist bei diesen sogenannten Sammelgegenständen etwas anderes, als bei der Philatelie. Autogramme und Handschriften werden meistens photographisch wiedergegeben, und Abbildungen von Münzen zeigen uns alle Eigenheiten des Originals, so daß uns in beiden Fällen ein getreues Abbild des Gegenstandes vor Augen geführt wird. Dies ist jedoch bei den Marken-

affinitäten nie der Fall. Wer anderer Auffassung ist, beweist damit, das Briefmarkensammeln als — Spielerei zu betrachten, während es umgekehrt eine sehr lehrreiche und ernste Angelegenheit ist.

In früheren Jahren gaben die großen Händlerfirmen ihre Seltenheitslisten oder großen Auktions-Kataloge in farbiger Ausführung heraus. Da es sich hier um photographische Wiedergaben guter Originale handelte, die zum Verkauf angeboten wurden und die in sehr vielen Fällen auch in den Farbworten ganz ausgezeichnet reproduziert waren, nahmen die Sammler jener Zeit diese Seltenheitslisten als „Lädenbücher“. Uns wurden schon Sammlungen voller Stolz vorgelegt, in denen es nur so von Fälschungen wimmelte, Sammlungen, die im ersten Augenblick einen kompletten Eindruck machten, doch leider nur einen Augenblick. Der Fachmann klappt sehr schnell eine solche aufgelegene „Sammlung“ zu und — lächelt, was soll er auch anderes tun, einem Sammler gegenüber, der sich selbst betrügt.

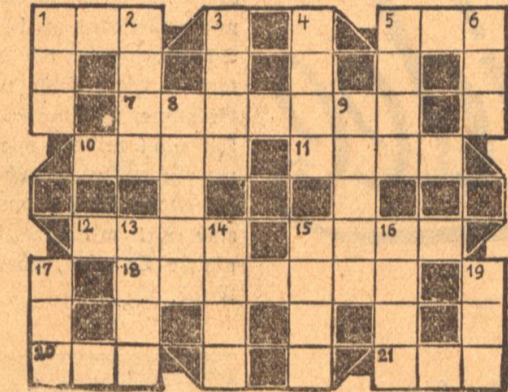
Der ernste Sammler soll jedes Fälschens ablehnen und lieber seine Säden offen lassen. Wir haben jedoch nichts dagegen — ja, wir empfehlen sogar, aus ausgedehnten, vielfach guten, farbigen Reproduktionen eine kleine Fälschungssammlung anzulegen. Lediglich als Vergleichsmaterial. Wenn es sich dabei um originale gute Wiedergaben handelt, kann das Herz der Jugendsammler, aber auch der kleinen und mittleren Sammler mancherlei daraus lernen in Vorlesungen und Zusammenkünften, auch für Bilderverstärker (wertvolle Originale) werden durch die Hilfe der Lampen) ist dieses Material zu ver-

menden und leicht zu beschaffen. Für derartige ausgesprochene Rehrwede können wir das Fälschens gestalten, für erkrankende Sammlungen kommt es nicht in Frage, weil wir Menschen unserer Zeit — wie in allen Dingen — auch für unsere Philatelie nach Wahrheit und Arbeit ringen müssen, um unsere Liebhaberei wirklich zu fördern.

### Der neue Senf-Katalog 1939

Der Name „Senf“ ist nicht nur ein deutscher, sondern zugleich ein internationaler, philatelistischer Begriff. Von den ersten Preislisten der Firma, in dünner Heftchenform, bis zu der heute vorliegenden großen Weltausgabe, die weiter, oft sehr mühseliger und schwerer Weg, reich an Rämpfen und Widerständen, aber auch reich an Erfolgen. Wir verstehen, wenn der „Senf“ jährlich mit Spannung erwartet wird, besonders aber von der älteren und erfahrenen Sammlergeneration, die mit ihm groß wurde. Ueber seinen philatelistischen Wert ist schon so viel geschrieben worden, daß wir es uns ersparen möchten, in jedem Jahr Wiederholungen zu geben. Er ist die richtige Sammler-Bibel. In diesem Jahr ist der Senf-Katalog auf 1000 Seiten Text angewachsen und erschien wieder in seiner geschmackvollen Ausgabe. Rund 81.000 Nummern mit 168.000 Preisen und 13.000 Abbildungen und den wichtigsten sendenden Anmerkungen, machen diesen philatelistischen Berater einfach unentbehrlich für den Sammler. Die uns gleichzeitig vorliegende zweite Ausgabe des „Blod-Spezialkatalogs“, zeigt gegenüber der letztjährigen eine bedeutende Ausgeglichenheit, die Preise sind endlich zur „Ruhe“ gekommen. Gu ß a v K a b e l i t.

## Kreuzworträtsel



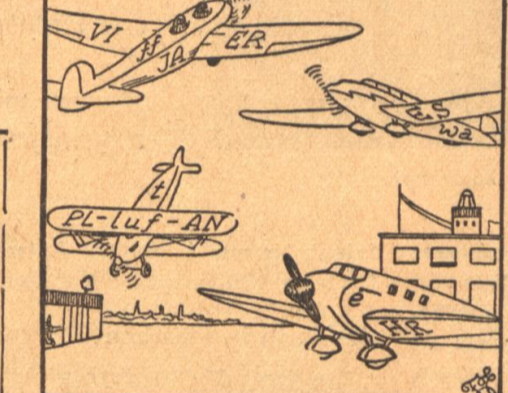
Waagrecht: 1 alkoholisches Getränk, 5 was man zu wahren hat, 7 schmackhafter

## Seine Ansicht

Mutter: „Sag mal, Hanschen, ist das nicht ein hübsch verschwendertisch, gleichzeitig Butter und Gelee auf deinem Brot zu verschütten?“

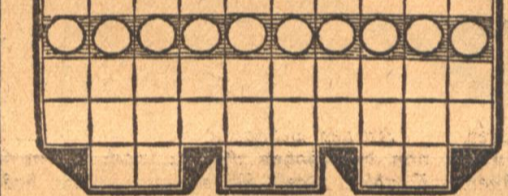
Hanschen: „Warum denn, Mutter? Ich meine, das wäre doch sparsam — das selbe Stück Brot muß für beides reichen!“ (Grit)

## Der rätselhafte Flughafen



Die auf den Flugzeugen befindlichen kleinen und großen Buchstaben ergeben richtig geordnet einen Teil der Wehrmacht und eine gewaltige Wirtschaftsaufgabe Deutschlands.

## Füll-Rätsel



In die senkrechten Zeilenreihen 1-10 sind Wörter einzutragen, daß die durch Kreise gekennzeichnete waagrecht liegende dem Anfangsbuchstaben des Wortes auf dem entsprechenden Buchstaben beginnt. Die senkrechten Reihen bedeuten: 1. Rennbahn, 2. ärztliches Instrument, 3. griechischer Philosoph, 4. Urkunde, 5. Erdteil, 6. männlicher Vorname, 7. Empfehlung, 8. Stadt in Jugoslawen, 9. Wegmaß, 10. Gewürzpflanze.

## Wer hat richtig erraten?

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1 Wabe, 3 Erdb, 5 Elmer, 8 See, 10 Tod, 12 Mal, 13 Glib, 14 Wack, 15 Ren, 17 Sen, 18 Bar, 20 Zeit, 22 Bri, 23 Wurg, 24 Wol, 25 Gms. — Senkrecht: 1 Binner, 2 Eis, 3 Tee, 4 Berlin, 6 Mut, 7 Solem, 9 Bates, 11 Din, 12 Was, 16 Hai, 18 Weil, 19 Rebe, 20 Reo, 21 Stup.

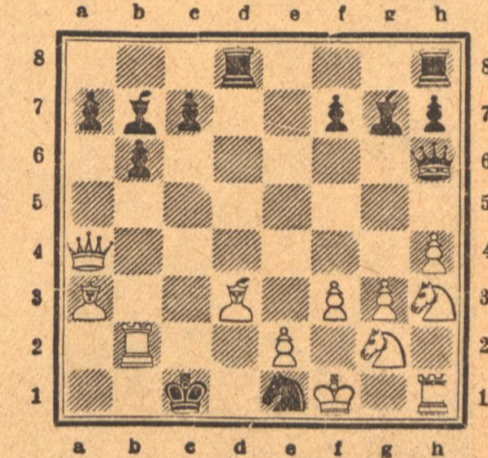
Wörterrätsel: Auf Rügen (in den Wimpeln von oben nach unten):

1. G. L. C. H. A. (a) Dret, b) Et, c) Toaste, d) Laste, e) Adern, f) Ur.)

# Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weidinger, Durlach, Scheffelstraße 7, Folge 39, 25. September 1938

Aufgabe Nr. 25 von E. Lond New York Sunday Herald, 1888.



Matt in 2 Zügen

Eine klassische Aufgabe, die unter dem Namen „Der Amerikanische Zünder“ bekannt geworden ist.

## Neuererscheinungen in der Schachliteratur

In dem Verlage Hans Hedewig Nash, (Deutsche Schachzentrale) Leipzig ist das Buch über den Deutschen Schachkongress erschienen: A. Brindmann, Die Schachmeisterschaft von Deutschland in Bad Döbrnau 1938. Preis 1.50 RM.

Das Buch ist im Auftrage des Großdeutschen Schachbundes herausgegeben worden mit einem Vorwort des Bundesgeschäftsführers G. Post. Es bringt die interessanten Partien aus dem Kampfe um die Deutsche Schachmeisterschaft, mit vorzüglichen Anmerkungen. Das Buch wird nicht nur für den Anfänger sehr lehrreich sein, sondern auch der Turnierspieler wird für die Praxis manchen Fingerzeig finden. Das Turnier ist besonders für uns Badener interessant, weil neben den großen Kanonen Glisfases, Kieninger, Richter u. a. auch der Karlsruher Meister Eifinger spielte und dabei auch den Großen gefällig wurde!

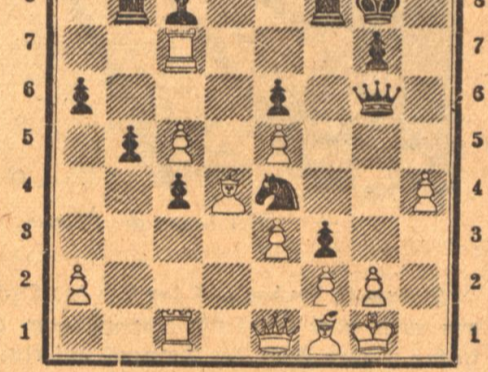
Wir bringen im Folgenden eine Probe aus dem Buch, eine Partie, die der Sieger „fast“ verloren hätte; aber sein Gegner überließ in Zeitnot den Gewinnzug.

## Damenbauernspiel

Weiß: Glisfases Schwarz: Engels

1. e4-e5 f7-f6 14. e8-f8 e7-e8  
2. d2-d4 e7-e6 15. f1-e2 e8-d7  
3. e2-e3 d7-d6 16. d4-e5 e4-g4  
4. f1-g2 c7-c6 17. h2-g3 d8-g5  
5. c2-c3 e6-e7 18. d2-e1 h7-h5  
6. e1-d2 f8-e7 19. e3-e4 e5-e4  
7. g0-g1 20. g8-h4 h5-h4  
8. h2-h3 g7-g6 21. h3-h4 f5-f4  
9. f1-e2 e8-e7 22. f2-g3 e7-e8  
10. d1-e2 e8-e4 23. f3-g4 f4-f3  
11. f1-g2 f7-f6 24. f4-e5 f6-f5  
12. g3-g4 g7-g6 25. h4-e5 f8-g8  
13. e4-e5 d8-e8 26. h2-h3

Stellung nach dem 26. Zuge von Weiß:



26... a6-a5 36. f7-g7 d8-e8  
27. c5-c6 b5-b4 Ende der Zeitnot —  
28. d4-a7 d8-a8 Ende der Partie!  
29. f1-e4 e4-g4 37. g7-c5 h5-g7  
30. f2-g3 f7-f6 38. f1-f7 h7-h5  
31. d1-e2 f8-f6 39. c6-c7 f8-g8  
32. h1-f2 e8-a8 40. e5-e4 f8-c7  
33. f4-f5 d8-e2+ 41. f3-g4  
34. f2-g1 d8-f1 Schwarz gibt auf.  
35. f4-f1 d2-c2

## Anmerkungen:

- Colles System (Zug 1-7) ist auf den Zentralhof e3-e4 zugeschnitten; kommt es nicht dazu, so hat Schwarz bequemes Verteidigungsspiel, weil er, wie auch in dieser Partie, seinerzeit Hand auf e4 legt.
- Nach Engels lag der positionelle Weg dem Weißen in 2 ab vorgezeichnet, aus welcher Auffassung auch der nächste Weg von Schwarz zu erklären ist. Doch wird es gestattet sein, die von Glisfases erforderte Fortsetzung, wenn richtig weitergesonnen, für nicht weniger brauchbar zu halten.
- Glisfases hält hier e5 für härter, gefolgt von f3.
- Die Ursache der künftigen Schwierigkeiten; der f-Bauer mußte schlagen.
- Der schwarze Angriff ist bedrohlich geworden und ob er durchdringt oder nicht, ist wahrscheinlich nicht mehr in Glisfases Hand gegeben. Immerhin, so lange er kämpft, muß er sich lo einrichten, daß er nach f-g2, e-g2 f-f2, d-f2 e-f2, g-f2 nach d2+ vernichtend getroffen wird.
- f37 gewann. Aber der Zeitnotensfall hatte Engels bereits in seinen Krallen und brachte ihn um das Gedengeld eines schönen Sieges. Nach 36. f37 27. f37 28. f37 hätte der Druck gegen die feindliche Königstellung in Verbindung mit dem Bauernübergewicht auf dem Damenflügel bald entschieden.
- Vor 14 Rügen verläßt und mißachtet, ist dieser Baueremann jetzt zum Träger der Siegesfahne geworden.





# Im Banne der Orchidee

Gang durch eine Orchideenzüchterei

Blumen mit eingetragenen Familiennamen

Cattleya Paula Isenberg (eigene Züchtung)

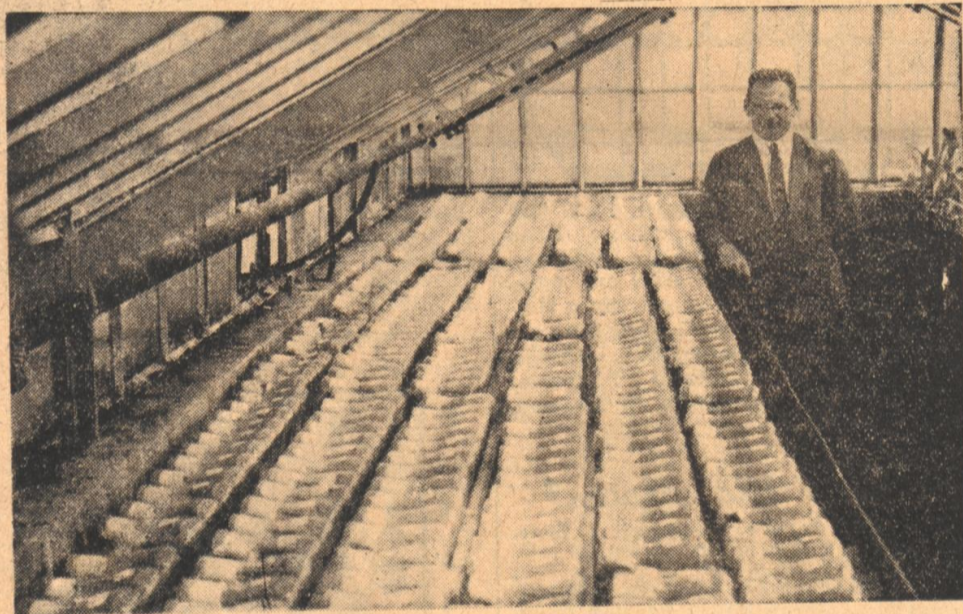
Ernst Löhdorff erzählt in seinem Buche „Orchideenjäger“ von der aufreibenden, abenteuerlichen Jagd auf die seltenen Orchideen, jenen Jagden auf Tod und Leben um den Besitz wunderlicher Pflanzen, von denen die wunderlichsten zu besitzen der Stolz und der Ehrgeiz reicher, vor allem englischer Männer ist, die für solche Dinge Vermögen opfern.

England ist die Heimat der Orchideenliebe und der Orchideenzucht, früh trat dieses Land durch seinen Kolonialbesitz in Verbindung mit jenen Gewächsen und seine vermögenden Bewohner wandten sich alsbald der Sammlung und der Aufzucht zu.

bringt, die nur botanisches Interesse besitzen, sich infolge kleinerer Blüten nicht als Gebrauchsbüchsen eignen.

### Aufzucht in Flaschen

In sieben Treibhäusern wird die Orchidee hier aufgezogen, vom Samen bis zur fertigen Schnittblume, die sorgsam verpackt dann in alle deutschen Gauen geschickt wird. Der Samen wird aus den vorhandenen Blumen gewonnen, eine einzige Kapsel enthält 1-2 Millionen Samen. Dieser Samen wird in Glasröhrchen aufbewahrt, bei der Winzigkeit kann man sich vorstellen, daß die Aussaat ziemlich reichlich ausfällt, so daß man im Zeitpunkt des ersten Triebes dann umsetzen und verteilen muß.



Hier liegen die Pflanzen in Flaschen zur Aufzucht

Darum ist London auch der Sitz des Orchideenhandels, vor allem aber der Orchideenregistratur. Jeder Züchter in der ganzen Welt, der Anspruch auf eine amtliche Anerkennung seiner Kreuzung erhebt, muß die Unterlagen in Englands Hauptstadt schicken, dort wird über ihre Anerkennung entschieden und erfahren dann ihre Aufnahme in das Stammbuch der Orchideen, das die Bezeichnung „Sunders List of Orchid“ trägt.

Hier finden wir unter den englischen auch deutsche Züchter und mit stolzer Freude auch den badischen Obergärtner Peter Bauer von Mariabalden, der sich hier unter anderem mit Cymbidium Baroneß Junge, Clara, Deutschland, Vater Rhein, Mariabalden eintragen konnte.

Es gibt 10-12 000 bekannte Orchideensorten, auf der Züchterei Mariabalden, wo wir nun einmal die Pflege dieser teuren Blumen betrachten wollen, sind gegen 1 000 verschiedene Arten vertreten.

Immer und immer wieder wird neu gekreuzt, um Abwandlungen in Form und Farbe zu erzielen, die in ihrer Mannigfaltigkeit unerschöpflich scheinen.

In ganz Deutschland gibt es nur 5-6 Orchideenzüchtereien, denn einmal müssen für die Anlage große Aufwendungen gemacht werden, dann dauert es 5-8 Jahre bis die ersten Blüten gewonnen werden können und schließlich ist die Kenntnis der Orchideen eine Wissenschaft für sich, die man sich nur mit eisernem Fleiß und großer Liebe erwerben kann.

Vor dem Rundgang noch einige kurze Bemerkungen: Es gibt Erdorchideen und Baumorchideen, die aber keine Parasiten sind, sich also nicht auf Kosten des Baumes ernähren. Von den Erdorchideen sind die bekanntesten Familien Cypripedium und Cymbidium, von den Baumorchideen Cattleya, Vanda, Phalaenopsis. Ihr Hauptvorkommen liegt in Südamerika, Australien, Zentralasien (Simalaya) und Afrika, das aber meist solche Sorten

Nach dreiviertel Jahren beginnt das Umlegen in Töpfe, auch hier muß der Nährboden auf das aller sorgfältigste zubereitet sein, er besteht in der Hauptsache aus gedackten Farnkrautwurzeln.



Die Cymbidium Amyrillis

Aufn.: Archiv Gut Maria-Halden

Nur ganz langsam beginnt die Pflanze groß zu werden, bis sie voll erblüht ist, dauert es Jahre und darin liegt die wirtschaftliche Schwierigkeit der Orchideenzucht.

In Deutschland ist ihr heutiges Augenmerk in erster Linie darauf abgestellt den Markt mit den notwendigen Blumen zu versorgen, da wir uns eine Einfuhr nicht leisten können, die Befreiung die Orchideenzucht in Deutschland zu heben ist durch die offizielle Gründung einer besonderen Unterabteilung im Reichsnährstand betont worden.

Hat der Züchter die ungeheure Mühe der Aufzucht, das stetige Ringen im Wettbewerb durch neue Kreuzungen an der Spitze zu bleiben, insbesondere auch dem Ausland gegenüber, so hat er dann in weit höherem Maße noch wie der Beschauer seine Freude an gelungenen Werken, an all den hundert Blumenstücken, die nun erblühen. Es ist unmöglich alle Farben und Formen auch nur annähernd zu beschreiben, aber man findet hier alle Schattierungen, die überhaupt denkbar sind, rein leuchtendes Weiß steht um tief glühendes Rot, hauchzarte Gelbtöne, merkwürdiges Blau erregen die Aufmerksamkeit nicht minder wie die Mitternachten, die durch Kreuzungen entstehen und die wie sorgfältig ausgedachte und gewobene Teppichornamentiken wirken. Hier haben wir eine Art mit glattem Rand, daneben finden wir die gleiche Orchidee, aber mit einem aufgeteiltten, niedrigen Rand.



Die Brasso-Cattleya (Eine Kreuzung zwischen Brassea Dipylyana und Cattleya)

Eine Orchideenzüchterei ist ein Wunderland, eine Schau unerhöchlichen Spiels der Natur, das der Mensch aus Freude an der Schönheit in seine schöpferische Hand nahm.

Anlagen hat er dafür errichtet, Wissenschaftler beschäftigen sich mit der Erforschung und abenteuerlustige Männer durchstreifen Urwälder, um der Natur noch eine neue Form abzugewinnen, die dann in der Heimat unter der pfleglichen Hand des Gärtners zu neuem Leben erwacht und die Mannigfaltigkeit der Orchideenwelt wieder erweitert.

All das geht um die seltene Blume vor sich, die nun still in der Vase steht, Schönheit im Heim verbreitend und dem, der sich noch nie mit der Geschichte der Orchidee beschäftigt, nichts von all den Schicksalen kündigt, die mit ihrer Erwerbung, ihrer Aufzucht und Pflege verbunden waren.

Hanns Keller

## friedrich Soennecken

Begründer der deutschen Schreibwaren- und Büroartikel-Industrie

Mitte September des Sturmjahres 1848 wurde Friedrich Soennecken zu Dröschede bei Herford geboren. Ein vorbildlicher Lehrherr betraute ihn viel mit der Ausübung von Zeichnungen, wodurch er sein ursprüngliches Talent weiter entfalten konnte. Die 1860 mit gleichgesinnten Kameraden gegründete Vereinigung zur Vertiefung des Wissens machte ihn mit den Problemen von Fabrikation und Handel vertrauter als die Lehrzeit es vermochte.

Eine besondere Vorliebe für die Kunst des Zeichnens und für die Schrift, verbunden mit persönlichem Können und Geschick ließen den jungen Soennecken aus der in ihrem- und regellosen französischen „Ronde“ eine völlig

ABCDEF G  
ABCDEFGHIJKLMN

Soenneckenschrift nach der Schablone geschrieben

neue Zierschrift schaffen, deren Grundelemente aus geraden Strichen und aus Kreisbögen bestanden. 1875 erschien die erste Auflage der Rundschreibweise in dem von Friedrich Soennecken gegründeten Verlag zu Herford. Bis zu seinem Tode am 2. Juli 1919 kamen 6000 Auflagen heraus, schriftstellerisch und verlegerisch gewiß ein ungewöhnlich großer Erfolg.

Gleichzeitig erfolgte die Herstellung und Verbesserung der Rundschreibweise und der Schreibfedern überhaupt. Damit schritt der Erfinder wirksam gegen die wilden Phantastereien ein, die a. B. sogenannte Hands, Tolentopfs, Christus-, Kronen- und ähnliche Federn zeigten. Demgegenüber schuf er ein einheitliches System von Federn, die ihrem Zweck entsprechend geformt waren und alle überflüssigen Verzierungen vermieden. Soenneckens Wirken auf diesem Gebiete entsprach damals bereits der Normung der Industrie-Erzeugnisse unserer Zeit. Vor allem entsprang die Konstruktion der Federformen der Physiologie der schreibenden Hand: Zu steile und zu flache Handhaltung als die Winkelung der Federadren nach oben bzw. unten aus. Erst mit diesem einheitlichen System wurde die Auswahl einer der Hand am besten zulaugenden Feder ermöglicht.

Wie bekannt diese bereits nach kurzer Zeit waren, zeigt ein Brief Friedrich Niehsches an Peter Goll, worin der große Philosoph seiner Freude über die Soenneckenschen Federn Ausdruck gibt.

Schon 1876 siedelte Friedrich Soennecken mit seinem Verlag nach Bonn über, wo er von 1876 bis 1878 Kunstgeschichte, Psychologie, Pädagogik und Paläontologie lehrte. Hier entstand 1881 auch seine bedeutende und grundlegend bleibende Arbeit: „Das deutsche Schriftsystem und die Notwendigkeit seiner Reform“. Sein Unternehmen schaffte ihm später, in jahrelanger Tätigkeit in Deutschland, England, Italien und Frankreich die Grundlagen für seine Ansicht von der Notwendigkeit deutscher Schriftreform zu festigen. Ein Jahr nach der Niederlassung in Bonn brachte er die erste brauchbare Reifekopierpresse auf den Markt. Nach und nach folgten weitere Erfindungen, die für die deutsche Schreibwaren- und Büroartikelindustrie tonangebend wurden: Fächerrollen, Federhalter aus Holz gefertigt, Handbüchsen mit abnehmbarer Deckel, auch Doppelbüchsen mit beidseitig verschiebbarem Deckel, das ein Verwechsleln der Bänder unmöglich ist, patentierte Füllfederhalter, Armaturen, Briefschreiber, Briefschreiber, Schreibunterlagen, Armaturen, Briefschreiber, Federhalter gegen Schreibstrahl, Holzfederhalter u. d. m.

1888 erließen der Ausbe-Ordner in Buchform, der den herrschen amerikanischen Bretzorden verdrängte. Diefem handlichen Gerät gab Soennecken den schlagwortartigen Namen „Bretzorden“. Unmittelbar anschließend baute die Firma Regale, Schränke, Karteinrichtungen für Briefordner sowie andere Büromöbel, womit sie einen wichtigen Fabrikationszweig entfaltete. Die Herstellung von Schreibmöbeln. Im Jahre 1887 begann Friedrich Soennecken als erster in Deutschland mit der Herstellung von Goldfüllfederhaltern. Immer neue Hilfsmittel zum Schreiben und für den Schreibstoff kamen hinzu, a. B. die Umleg-Notizkalender und die Pinnabücher.

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten Friedrich Soennecken schriftstellerisch besonders zwei Probleme: Am Vordergrund stand die Schulreformmethode und die Wahl der Schriftarten für Deutschland. Er trat für die Antiqua ein, die gerundete Antiqua, gegen die Fraktur, die gebrochene Schrift, die in Deutschland erst seit dem 16. Jahrhundert mehr und mehr aufkommen war. Die Antiqua, die wie Soennecken überzeugend darlegte, ebenso deutsch wie die Fraktur ist, schätzte er wegen des ihr innewohnenden praktischen Wertes und der ihr eigenen auf den Normen ewiger Schönheit beruhenden Gesetzmäßigkeit.

Friedrich Soennecken ist wohl auch der erste gewesen, der die Errichtung eines „Reichsverbeamtes“ anregte, das für die Anerkennung der deutschen Kultur im Ausland wirken sollte. Leider fand sein am 21. April 1915 an das Auswärtige Amt gerichteter Mahnruf keinerlei Gehör; erst im April 1933 ist das im Aufbau und in der Herstellung mit seinen Vorschlägen weitgehend übereinstimmende Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda entstanden.

Durch die Ordnung der Bürotätigkeit hat Soennecken noch härter als durch die Verbreitung der Rundschreibweise und die nach seinen Ideen geformten Stahlfedern Auswirkung im gesamten Kaufmannsleben Deutschlands und darüber hinaus erreicht und gewonnen. Er ist der Begründer einer deutschen Industrie geworden, der Fabrikation von Schreibwaren und Bürobedarfsmitteln, die ihre Bedeutung nicht, wie viele andere Produktionszweige, von den verarbeiteten Materialien erhielt, sondern vom Verwendungsgebiet ihrer Erzeugnisse.

Friedrich Soennecken war eine Persönlichkeit mit seltenen, auf den ersten Blick in ihrer Mischung fast vollständig ammutenden Eigenschaften. An ihm fand sich die Verbindung der Wissenschaft eines Gelehrten, des Schöpfers eines Künstlers mit praktischer Veranlagung und schöpferischer Fähigkeit des Kaufmanns. Weil er seine Grenzen sah, ist er Herr des Erfolges geworden. Er war einer der Hervorragenden in den Reihen jener deutschen Wirtschaftspolitiker, die einen Baustein zur Größe des Vaterlandes formten.

Emil Reemann